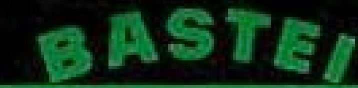


NEU





Die große Gruselserie von Jason Dark

Die Bande der Nachzehrer

Frankreich F 5,50 / Italien L 1400 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 110



Die Bande der Nachzehrer

John Sinclair Nr. 355

von Jason Dark

erschienen am 23.04.1985

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die Bande der Nachzehrer

Man sieht sie selten, aber man hört sie häufig auf alten Friedhöfen. Wenn man stehenbleibt, darf man keine Angst haben, denn die Laute, die sie von sich geben, sind nichts für Menschen mit schwachen Nerven. Sind all diese Voraussetzungen erfüllt, kann man sich auf sie konzentrieren.

Nicht jeder, der sie hört, weiß, mit wem er es genau zu tun hat. Manche würden Zombies sagen, andere wiederum bezeichnen sie als Ghouls. Doch sie sind weder das eine noch das andere, sondern eine Mischung aus beiden.

Es sind die Nachzehrer! Und sie schmatzen, würgen, keuchen und stöhnen…

»Du, mir ist dieser Ort nicht geheuer. Ich habe eine regelrechte Angst vor ihm!« Helga Koppec hatte die Worte gesprochen und schüttelte sich, als hätte jemand Wasser auf ihren Kopf gegossen.

Ihr Mann Karl hielt mit der Arbeit inne. »Wieso?« fragte er.

»Ich weiß nicht so recht…«

»Unsinn, Mensch, denk an das Geschäft. Wenn wir hier unseren Stand aufbauen, können wir gut verdienen. Du weißt, daß uns das in diesen schlechten Zeiten guttut.«

»Schon, aber können wir nicht woanders hin?«

Karl Koppec schüttelte den Kopf. »Auf keinen Fall, meine Liebe. Ich habe mir die Mühe gemacht und bin im Sommer hergefahren. Hier wohnen Deutsche, Landsleute gewissermaßen, und die werden zu Weihnachten ebenso sentimental wie du oder ich. Glaub mir das. Und wenn Menschen sentimental sind, kaufen sie dir die Bude leer.«

Helga nickte, bevor sie meinte: »Wir sollten trotzdem auf das verdammte Geld verzichten!«

»Nein!« Karl Koppec wurde allmählich wütend. »Glaubst du im Ernst, ich habe Gefängnis riskiert, um jetzt den Schwanz einzuziehen? Die Bude ist aufgebaut. Der Weihnachtsmarkt wird eröffnet, und du wirst sehen, wie sie uns die geschmuggelten Souvenirs aus den Händen reißen werden. Das wirst du erleben.«

»Ich weiß nicht, Karl…«

»Du weißt nie etwas, nie weißt du etwas.« Während seiner Worte hatte sich der Mann gebückt und aus dem Karton einen nachgemachten Kölner Dom in Miniaturausgabe hervorgekramt. Er hielt ihn seiner Frau hin. »Da, Helga, sieh ihn dir an. Der besteht zwar nur aus Aluminium, aber was glaubst du, wie die Deutschstämmigen hier im fernen Rumänien scharf auf die Sachen sind. Das ist doch etwas. Da werden sie an die Heimat erinnert. Ich schmücke das Zeug noch mit Tannenzweigen und verkaufe es zum doppelten Preis. Das geht besser als Christbaumschmuck. Und nun sag du mir ein Argument dagegen. Ich warte darauf.«

»Ich… ich weiß ja auch keines.«

»Bitte.«

Helga schaute zu Boden. Sie war eine Frau, der das Leben nichts geschenkt hatte. Seit zwanzig Jahren wohnte die jetzt 45jährige Frau in Rumänien. Gern wäre sie nach Deutschland gezogen, aber sie waren aus Rußland gekommen und hatten froh sein müssen, ein wenig näher an ihrer Heimat leben zu können.

Inzwischen hatten sie die Hoffnung aufgegeben. Zudem fühlten sie sich für eine Ausreise zu alt, und so blieb ihnen nichts anderes übrig, als auch den Rest ihres Lebens in Siebenbürgen zu verbringen, wo noch immer zahlreiche Deutsche lebten. Auch fern der Heimat hielten sie als Minderheit ihre Kultur aufrecht.

Deshalb auch der Weihnachtsmarkt.
»Du sagst ja nichts, Helga.«
Die grauhaarig gewordene Frau hob die Schultern. »Was soll ich dir darauf erwidern? Mir fällt nichts ein. Im Prinzip hast du ja recht. Nur…«
»Was ist mit nur?«
»Mein Gefühl, Karl. Es sagt mir, daß uns noch etwas Schreckliches widerfahren kann.«
»Und was?«
»Keine Ahnung.«
»Oder denkst du an den Alten, der uns da diese komischen Worte gesagt hat?«
»Das vor allen Dingen.«
Karl Koppec legte den Kopf zurück und begann zu lachen. »Das darf doch nicht wahr sein«, beschwerte er sich. »Dieser Typ hat doch allen davon erzählt, wie verflucht der Ort ist, auf dem wir den Weihnachtsmarkt aufbauen und wir somit das Unheil anlocken wollen. Das ist Kinderkram, Helga, und das weißt du.«
Die Frau schob eine der vier brennenden Kerzen zur Seite, damit sie besser sehen konnte. »Nein, das weiß ich nicht, und ich möchte noch einmal betonen, daß wir nicht in Deutschland sind.«
»Das weiß ich. Leider sind wir nicht in Deutschland. Aber was hat das mit uns zu tun und mit deiner Angst?«
»Wir befinden uns in Rumänien, Karl. In einem Land, das seine Geheimnisse besitzt. Hier sind die Sagen und Legenden über Vampire und Werwölfe entstanden. In den dichten Wäldern haben sie gehaust, auf alten Friedhöfen ebenso wie in verlassenen Orten. Weißt du das denn alles nicht? Muß ich dich extra daran erinnern?«
»Brauchst du nicht.«
»Dann wundere ich mich über deine Reaktion.«
Karl Koppec schaute seine Frau an. Sie besaß noch immer die gleichen schönen Augen wie früher. Nur war die Haut inzwischen rauher und älter geworden. Falten hatten sich gebildet, ein hartes Leben hinterläßt eben Spuren.
Die schmalen Lippen besaßen einen Zug von Resignation. Das bestürzte Karl, denn er wußte, daß seine Frau darunter litt, nicht in der angestammten Heimat wohnen zu können. Und dabei wollte er so gern, daß seine Frau lächelte.
»Weißt du was, Helga? Ich versuche es noch einmal.«
»Was?«
»Einen Ausreiseantrag zu stellen. Wir müssen sehen, daß wir hier wegkommen. Vielleicht erleben wir den Sommer schon in Bayern oder im Schwarzwald…«
Die Frau lächelte verloren. »Das ist lieb gemeint, Karl, aber es hat

doch keinen Sinn. Du weißt, daß man uns drei Anträge abgelehnt hat. Einen vierten werden sie sofort in den Papierkorb werfen.«

»Sag das nicht. Ich habe vor kurzem einen Polit-Kommissar kennengelernt und mit ihm getrunken. Als er steif war, habe ich ihn gefragt, und er meinte, daß sich das Klima allmählich bessert. Unser großer Staatspräsident war vor kurzem erst in Deutschland. Die anderen haben die Besuche abgesagt, er nicht. Das empfinde ich als ein gutes Zeichen, glaub mir das, meine Liebe.«

»Wenn du meinst, ich für meinen Teil will dir die Hoffnung nicht rauben.«

»Einverstanden. Kann ich denn jetzt auspacken?«

»Natürlich.« Helga lächelte und strich ihrem Mann über die Wange. Auch Karl war älter geworden. Im nächsten Jahr wurde er 50. Eigentlich kein Alter, um noch einmal neu anzufangen, aber das sagte sie ihm nicht. Sie wollte ihm nicht die letzte Hoffnung rauben.

»Es gefällt mir trotzdem nicht hier. Ich gehe nach draußen.«

»Es ist doch dunkel. Was willst du denn da?«

»Frische Luft schnappen.«

»Willst du nicht lieber nach Hause?« fragte er.

»Nein, das nicht. Ich möchte nur einmal um den Platz gehen und bin gleich wieder da. Dann helfe ich dir auch. Zunächst möchte ich mit meinen Gedanken ins reine kommen.«

»Wie du willst. Aber hast du keine Angst? Du wirst allein draußen sein.«

»Nicht weit entfernt sind ja die ersten Häuser. Laß mal, ich fürchte mich nicht.«

»Meinetwegen.«

Helga Koppec ging. Und sie gestand sich ein, ihren Mann belogen zu haben. Natürlich hatte sie Angst, sie dachte auch wieder an die warnenden Worte des alten Mannes, aber das brauchte Karl nicht zu wissen. Er hatte jetzt andere Sorgen.

Sie öffnete die Hintertür der kleinen Bude und spürte sofort die Kälte, die ihr entgegendrang. Vor den Lippen bildete der Atem kleine Wolken. Es hatte gefroren, war schneekalt, aber die weißen Flocken hatten sich noch zurückgehalten.

Helga und ihr Mann waren die letzten, die noch arbeiteten, aber Karl wollte das eingeschmuggelte Gut eben am späten Abend auspacken und kein Schwätzchen mit den anderen halten, um sich dabei noch beobachten zu lassen.

Das war eben nicht seine Art. Er war sowieso mehr ein Einzelgänger. Sehr viel Kontakt hatten sie im Dorf nicht.

Der Weihnachtsmarkt hatte im Laufe der Jahre Berühmtheit erlangt. Und in jedem Jahr kamen neue Buden hinzu. Zum erstenmal hatten sie auf ein Gelände am Rande des Ortes ausweichen müssen. Hier war

soviel Platz, daß jede Bude ihren Standort finden konnte und die Gassen zwischen ihnen auch breit genug waren, um mehr Menschen hindurchzulassen, die dazu noch bequem an den Ständen Platz fanden, um die entsprechenden Geschenke kaufen zu können.

Helga Koppec ging um ihren Stand herum und erreichte an der Vorderseite die Hauptgasse zwischen den Ständen. Hier schlenderte sie entlang, den Blick dabei zu Boden gerichtet, auf dem hin und wieder das dünn wachsende Gras kleine Inseln bildete.

Sie wollte nur ein paarmal hin und herlaufen, um nachdenken zu können. Zudem tat ihr die Stille gut.

Das Dorf lag so weit entfernt, daß der Schein der Lichter darauf konzentriert blieb und auch nicht in seinen Ausläufern die Ansammlung der Verkaufsstände erreichte.

Im Dorf, es hieß Hacea, bewohnten sie für die Zeit ihres Aufenthaltes ein Zimmer. Es wurde ihnen stets für die Zeit des Marktes reserviert. Ein richtiges Zuhause besaßen die Koppecs nicht. Sie waren Reisende, die das Jahr über von einem Jahrmarkt und Fest zum anderen zogen, um ihren Krimskrams zu verkaufen.

Viel Geld brachte das nicht ein. Sie hielten sich so über Wasser, und es ging ihnen noch immer besser als dem Großteil der Bevölkerung, Parteibonzen ausgenommen.

Die Nacht war kalt geworden. Helga stellte auch den Kragen ihres Pelzmantels hoch und schaute auf ihre Stiefelspitzen, während sie sich Schritt für Schritt vom Verkaufswagen entfernte.

Es waren keine guten Gedanken, die sie auf ihrem Weg begleiteten. Sehr oft mußte sie an die Worte des fremden Mannes denken, der sie gewarnt hatte, nicht auf diesem Platz den Wagen aufzustellen. Er hatte auch mit den anderen Schaustellern gesprochen. Die hatten ihn ebenso ausgelacht wie Karl Koppec.

Helga dachte da anders. Sie gehörte zu den Gefühlsmenschen und handelte auch danach, wenn ihr das Gefühl sagte, irgend etwas falsch oder richtig gemacht zu haben. In diesem Fall glaubte sie, alles falsch zu machen. Sie hätte nicht auf ihren Mann hören sollen.

Dann sah sie die Gestalt. Es war der Augenblick des Hochblickens gewesen. Zwischen den Bäumen, am Rand des Platzes, war sie erschienen. Eine huschende Bewegung, nicht mehr als ein Schatten, auch nur durch Zufall zu erkennen. Vielleicht ein Tier, aber daran wollte Helga seltsamerweise nicht glauben, weil sie wieder an die Worte des ihr unbekannten Mannes denken mußte.

Wer lauerte hier?

Helga stoppte. Obwohl sie selbst Angst verspürte, wollte sie trotzdem nachschauen, ob sie sich nicht getäuscht hatte. Sie erwartete das erneute Auftauchen des Unbekannten, und sie dachte auch an den ihr noch fremden Warner.

War er es gewesen?
Helga schaute sich ängstlich um. Sie kannte eigentlich den Platz gut, auch von den vorigen Jahren her, als die Buden hier noch nicht gestanden hatten und sie mit ihrem Mann des öfteren spazierengegangen war. Nie hatte sie etwas Unheimliches festgestellt, in diesen Momenten aber war alles anders.
Da erinnerten sie die Buden an gefährliche Schatten, die nur darauf warteten, sie anspringen zu können, wenn sie eine falsche Bewegung machte.
Irgendwo erklang auch ein Knacken. Es hörte sich an, als wäre ein gefrorenes Stück Holz in der Mitte auseinandergebrochen.
Helga spürte die Gänsehaut.
Nicht allein von der Kälte stammte sie, es war auch ihre innere Angst, die sie frösteln ließ. Da sie sich so sehr konzentrierte, vernahm sie auch die folgenden Geräusche, und die steigerten ihre Angst noch.
Wer stand dort und schmatzte?
Sehen konnte Helga Koppec keinen, aber sie hörte ihn, und sie vernahm sehr deutlich das Schmatzen und Schlürfen.
Aber sie hatte keinen gesehen, bis eben auf die Gestalt, die so schnell aufgetaucht und verschwunden war. Konnte sie diese Geräusche verursacht haben?
Vorsichtig schritt sie auf die Stelle zu, wo die Laute aufgeklungen waren.
Sehr langsam setzte sie ihre Schritte, die Gesichtszüge waren starr geworden, und sie ging dorthin, wo die Bäume standen und einen Wall bildeten, der zu einem Wald gehörte.
Längst hatten die Bäume ihre Blätter verloren. Sie lagen irgendwo auf dem Boden und bildeten eine dichte Schicht. Zudem raschelten sie auch, wenn jemand darüber hinwegschritt, und dieses Rascheln vernahm die wartende Helga Koppec.
Am Beginn des Waldes war Helga stehengeblieben. Sie traute sich nicht mehr weiter. Den rechten Arm hatte sie ausgestreckt und lehnte sich mit ihrer Hand gegen einen dünnen Birkenstamm.
Etwas wehte ihr entgegen, vor dem sie sich ekelte: Leichengeruch.
Ihr Gesicht verzerrte sich vor Ekel.
Für einen Moment glaubte sie noch, sich den Geruch eingebildet zu haben, doch als die nächste Welle heranwehte, wurde der Gestank so widerlich, daß es ihr den Magen in die Höhe drückte und sie das Gefühl hatte, sich übergeben zu müssen.
Helga hob die Hand. Sicherheitshalber preßte sie diese gegen den Mund, denn sie wollte nicht, daß es plötzlich aus ihr herausbrach.
Mit dem Gestank nahm sie auch die Bewegung wahr. Etwas tiefer im Wald war sie zu erkennen gewesen, und was sich dort hervorschälte, war eine menschliche Gestalt.

Sie wuchs neben einem Stamm hoch. Die Frau sah das blasse Augenpaar, das sie an Kugeln erinnerte und etwa in Kopfhöhe über dem Boden schwebte. Ein furchtbarer Blick, der ihr Angst machen konnte, und sie schüttelte sich, als sie daran dachte, daß diese Gestalt praktisch ganz allein mit ihr war.

Helga wollte wieder zurück.

Auch der andere kam. Bevor sich die Frau auf den Weg machen konnte, erschien dicht vor ihr ein schreckliches Wesen. Scharfe Zähne, ein zerfließendes Gesicht, dazu der grausame Blick. Helga wußte nicht, womit sie dieses Grauen verdient hatte, denn auch der Leichengeruch wehte ihr intensiv entgegen.

Etwas wollte sie packen. Ein langer Arm, der aus dem Dunkeln drang und plötzlich ihr Blickfeld einnahm.

Helga Koppec war so überrascht, daß sie nicht einmal mehr schreien konnte. Sie schaute dem Verderben entgegen, spürte plötzlich die Berührung und den Ruck.

Nach hinten wurde sie geschleudert, die Beine gaben nach, sie wäre fast gefallen, da waren die starken Arme, die sie festhielten, außerdem eine Stimme, die dicht an ihrem Ohr aufklang. »Ist alles in Ordnung…?«

Helga Koppec wußte überhaupt nichts mehr. Vorhin noch der Leichengeruch, die Gestalt vor ihr, dann der plötzliche Griff, der sie nach hinten gezogen hatte, und jetzt diese besorgt klingende Frage.

Wollte man sie vielleicht ärgern oder trotz ihrer großen Angst noch auf den Arm nehmen.

»Ist wirklich alles in Ordnung?« erkundigte sich die Stimme wieder.

»Ja, ja… aber …«

»Warten Sie hier auf mich.« Helga ließ alles mit sich geschehen.

Sie wurde hingestellt wie eine Puppe und blieb zunächst einmal in dieser Haltung stehen.

Der andere verschwand. Er glitt schattenhaft zwischen die Bäume und wurde von der Dunkelheit verschluckt.

Helga Koppec wischte über ihre Stirn. Sie atmete einige Male tief durch, schüttelte den Kopf und dachte darüber nach, daß alles so anders gekommen war.

Noch immer spürte sie den Leichengeruch in der Nase. Er war jedoch nicht von ihrem Retter ausgegangen, und sie fragte sich, wo sich dann seine Quelle befand?

Vielleicht im Wald. Möglicherweise gab es dort ein offenes Grab, in dem noch eine Leiche lag, die den Geruch abgab, der ihr so den Magen aufgewühlt hatte.

Sie schüttelte sich.

Schritte näherten sich ihr. Zuerst wollte sie weglaufen, denn die Tritte waren innerhalb des Waldes aufgeklungen. Dann dachte sie an

den Mann, der sie gerettet hatte, und blieb stehen.

»Er ist weg!« vernahm Helga die Stimme.

»Wer?«

»Ach, schon gut. Vergessen Sie es.« Der Mann kam näher und blieb dicht vor Helga Koppec stehen. Natürlich hatte sie ihn längst erkannt. Er war derjenige gewesen, der sie auch beim erstenmal gewarnt hatte. Nun war er sogar zu ihrem Lebensretter geworden, denn Helga war sich plötzlich sicher, in einer tödlichen Gefahr geschwebt zu haben. Noch im nachhinein bekam sie das große Zittern in den Knien, das von dem anderen bemerkt wurde, denn er stützte sie ab.

»Sie brauchen keine Angst zu haben. Jetzt nicht mehr.«

Helga lauschte dem Klang der Stimme und stellte fest, daß sie ihr Vertrauen einflößte. Schon als der Fremde sie zum erstenmal angesprochen und gewarnt hatte, war ihr Empfinden so gewesen. Sie wunderte sich über sich selbst, noch nie hatte sie zu einem ihr völlig Fremden ein so großes Vertrauen verspürt.

Der Mann richtete sich so hoch auf, wie es eben ging, so daß ihn Helga Koppec aus allernächster Nähe betrachten konnte. Er war trotz der Dunkelheit gut zu sehen.

Schlohweißes Haar bedeckte seinen Kopf. Der Witterung entsprechend trug er eine dicke Jacke, die an den Oberschenkeln endete.

Das Gesicht des Mannes zeigte die Falten des Alters, aber die Augen blickten sehr klar und auch hellwach. Er sah so aus, als könnte man ihm nichts mehr vormachen.

»Ich danke Ihnen!« flüsterte Helga Koppec. »Ich danke Ihnen wirklich. Was Sie für mich getan haben…«

»Ist nicht der Rede wert«, erklärte der andere und winkte ab.

»Wenn ich mich vorstellen darf, ich heiße Marek, Frantisek Marek…«

»Helga Koppec.«

»Ihr Mann ist im Wagen?«

»Ja, er packt aus.«

Marek nickte. »Und er hat nichts dazu gesagt? Oder haben Sie ihm von meiner Warnung nichts erzählt?«

Sie nickte lebhaft. »Sicher, ich habe mit ihm darüber gesprochen und habe auch verschwinden wollen, aber es ist alles anders gelaufen, als ich es mir vorgestellt habe.«

»Er wollte nicht?«

»So ist es. Ich redete auf ihn ein, ich tat alles, was in meinen Kräften stand, aber er zeigte sich stur. Er glaubt nicht an die Dinge, von denen Sie mir erzählt haben. Die anderen Schausteller übrigens auch nicht.«

Marek nickte gedankenversunken. »Ja, das kann ich mir vorstellen«, erwiderte er. »Die meisten Menschen glauben nicht an Dinge, die sie nicht sehen oder fühlen können. Aber ich sage Ihnen, Frau Koppec, es

ist ein Fehler.«

»Bestimmt!« flüsterte Helga und deutete an der Schulter des weißhaarigen Mannes vorbei in den Wald hinein. »Ich habe einen furchtbaren Geruch vernommen. So schlimm und eklig, daß es mir den Magen in die Höhe getrieben hat. Es war schlimm. War es tatsächlich Leichengeruch?«

Marek nickte.

Als Helga Koppec ihre Annahme bestätigt sah, zuckte sie zusammen. Sie hatte es nicht glauben wollen und sich sogar eine Täuschung gewünscht, jetzt sah alles anders aus.

»Dann… dann liegt da im Wald ein Toter?«

»Nein, so ist das nicht«, erklärte Marek. »Dort liegt kein Toter.«

»Aber der Geruch…«

»Ging von einem Wesen aus, das Sie hatte greifen wollen.«

»Mich?« Helga schüttelte den Kopf. »Wie ist das möglich? Wie kann das sein? Jemand, der so stinkt, kann mich doch nicht…«

»Es ist aber so.«

»Das begreife ich nicht.« Sie drehte den Kopf und schaute wieder zum Wald hin. »Menschen mit Leichengeruch?« hauchte sie. »Das… das kann ich mir einfach nicht vorstellen.«

»Es sind auch keine Menschen«, erklärte Frantisek Marek.

»Was dann?«

Marek lächelte. »Darüber möchte ich schweigen, weil es doch ziemlich außergewöhnlich ist. Aber ich sage Ihnen gleich, daß wir es hier nicht mit Menschen zu tun haben.«

»Furchtbar«, flüsterte die Frau. »Furchtbar…« Sie starrte zu Boden und hörte Marek flüstern: »Beim nächstenmal werden Sie wohl kaum ein solches Glück haben.«

Helga ballte die Hände zu Fäusten. »Meinen Sie, daß der oder die wiederkommen?«

»Davon bin ich überzeugt.«

Sie nickte, ohne es genau wahrzunehmen. »Aber weshalb gerade ich? Warum stürzt er sich auf mich? Weshalb nicht auf die anderen? Ich verstehe das nicht.«

»Weil die anderen nicht greifbar waren«, erwiderte Marek. »Ich will Ihnen etwas sagen. Hier lauert das Unheil. Sie und Ihre Kollegen haben sich für die Wagen den falschen Standort ausgesucht. Ich hatte Sie gewarnt. Sie hätten fliehen müssen, das ist nicht geschehen, die Folgen müssen Sie nun tragen.«

»Dann werde ich gehen!«

»Und Ihr Mann?«

Helga senkte den Kopf. »Karl wird es nicht wollen. Er wird mir nicht glauben. Zudem brauchen wir die Einnahmen aus diesem Weihnachtsmarkt. Danach beginnt die kalte Jahreszeit, da ist so gut

wie nichts. Um nicht betteln gehen zu müssen, sind wir gezwungen, hier auf diesem Platz die Waren zu verkaufen. Es tut mir leid, aber das ist nun mal so.«

»An Ihr Leben denken Sie gar nicht.«

»Schon. Aber kann ich meinen Mann im Stich lassen?«

»Nein, das sollen Sie auch nicht, meine Liebe. Sie müssen ihn eben nur überreden.«

»Auch das schaffe ich nicht.«

Marek hob die Schultern. »Dann wird Ihnen nichts anderes übrigbleiben, als abzuwarten, was geschieht. Mehr kann ich Ihnen da nun nicht raten. Es tut mir leid…«

Die Frau nickte. »Bleiben Sie in der Nähe?« fragte sie.

»Das kann ich nicht sagen. Ich werde es versuchen. Ob es mir gelingt, ist fraglich. Ich habe zudem eine Aufgabe zu erfüllen«, fügte er noch hinzu.

»Und welche?«

Marek lächelte knapp. »Das ist meine private Angelegenheit. Dar über möchte ich nicht reden. Sie aber wissen von der Gefahr und können dementsprechend handeln. Wenn nicht…« Er hob die Schultern.

»Ja, Sie brauchen nichts mehr zu sagen. Ich verstehe schon.« Helga nickte ein paarmal heftig und schaute dorthin, wo die Buden standen. »Ich werde versuchen, noch einmal mit meinem Mann zu reden, glaube aber nicht, daß ich Erfolg haben werde.«

»Meine Warnung kennen Sie.«

»Natürlich. Und nochmals: Vielen Dank für alles! Ohne Sie wäre ich verloren gewesen.« Helgas Stimme hatte bei den letzten Worten erstickt geklungen. Dann drehte sie sich um und ging.

Eine einsame Gestalt schritt über den Platz zwischen den Buden.

Frantisek Marek schaute ihr so lange nach, bis sie nicht mehr zu sehen war.

Er blieb noch stehen, und er hatte seine rechte Hand unter die Jacke geschoben.

Dort befand sich der vorn zugespitzte Eichenpflock, gewissermaßen sein Markenzeichen. Dieser Pflock, den er vor allen Dingen gegen Vampire einsetzte, hatte ihm den Beinamen Pfähler gegeben.

Marek war ein Mensch, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, Vampire zu jagen, wo sie auch auftraten.

Einige große Erfolge hatte er damit errungen, nun stand er vor einem Problem, das er allein nicht lösen konnte.

Der Frau hatte er nichts gesagt. Sie hätte auch mit dem Begriff kaum etwas anfangen können, denn was waren schon Nachzehrer?

Für einen normalen Menschen gab es diese Wesen nicht. Sie hatten nicht einmal etwas davon gehört.

Marek allerdings, und er kannte auch die so typischen Geräusche, wie das Schmatzen und Schlürfen, das fast immer in ein triumphierendes Hecheln mündete, ein Beweis dafür, daß sich ein Wesen wie der Nachzehrer auf das Opfer freute.

Schlimm war es, sehr schlimm…

Marek blieb noch einige Minuten stehen, bevor er sich an den Rückweg machte.

Er ging in den Wald hinein und fand auch den kleinen Pfad. Der Leichengestank lag nicht mehr zwischen den Bäumen. Sein Gegner hatte sich zurückgezogen.

Aber er würde wiederkommen, das stand fest.

Und nicht er allein.

Marek wußte, daß in dieser Gegend zahlreiche Nachzehrer oder ähnliche Geschöpfe lauerten. Sie waren darauf programmiert, ihre Opfer zu finden, sie besaßen zudem einen untrüglichen Instinkt dafür, wo sich hilflose Menschen aufhielten.

Sie waren gefährlich, sehr gefährlich sogar, und selbst Marek hatte eingesehen, daß er es nicht allein schaffte, gegen diese Wesen anzukommen. Deshalb hatte er um Hilfe telefoniert.

Ein alter Freund von ihm wollte kommen, wenn es seine Zeit zuließ. So hoffte Frantisek Marek auf ihn, den Geisterjäger John Sinclair…

***

Wenn man je von einer Einsamkeit sprechen konnte, dann befand sie sich zu beiden Seiten des Schienenstrangs, der das hügelige Land durchschnitt und in die Unendlichkeit zu führen schien.

Das Rattern des Zuges machte schläfrig, und wenn man sich erst an die Geräuschkulisse gewöhnt hatte, fielen einem auch irgendwann die Augen zu.

So erging es mir. Ohne es zu wollen, war ich plötzlich eingeschlafen und konnte, da ich mich als einziger in dem Abteil befand, die Beine ausstrecken.

Ich fuhr erster Klasse. Seine beste Zeit hatte der Wagen aber längst hinter sich. Vielleicht hatte er noch die Donau-Monarchie miterlebt. Jedenfalls war das Abteil geräumig, die Sitze gepolstert, wenn auch ein wenig ausgesessen, aber so genau nahm ich es nun mal nicht.

Ein ratterndes Geräusch schreckte mich hoch. Verwirrt schaute ich um mich und sah vor mir einen großen Schatten, der meine sitzende Gestalt fast völlig bedeckte.

Ich blickte hoch. Aus dem Schatten wurde ein Mensch, und besonders deutlich stach mir das schnurrbärtige Gesicht ins Auge.

Die Mütze saß korrekt, ihr Schirm war leicht in die Stirn gebogen, so daß er einen Schatten warf.

Ich rieb mir die Augen.

»Die Fahrkarte, bitte schön.«

Da ich einigermaßen Rumänisch verstand – einige Abenteuer hatten mich schon in Draculas Heimat geführt –, wußte ich genau, was dieser freundliche Mensch von mir wollte und holte meine Karte hervor.

Er nahm sie mir aus der Hand, prüfte sie genau, schaute auch in mein verschlafen wirkendes Gesicht und gab mir die Karte nickend zurück. »Lange wird es nicht mehr dauern«, bemerkte er. »Ich würde Ihnen raten, nicht einzuschlafen. Der nächste Halt ist Hacea.«

»Danke sehr.«

»Noch eine gute Fahrt.« Er drehte sich um und verließ mein Abteil.

In Hacea wollte ich aussteigen, weil ich dort einen alten Freund traf, der mich um Hilfe gerufen hatte.

Frantisek Marek, der Pfähler. Der Vampirjäger, der es sich zur Lebensaufgabe gemacht hatte, Wesen der Finsternis aufzuspüren.

Dort hatte er wieder ins Schwarze getroffen, nur ging es mal nicht um Vampire, sondern um eine viel schlimmere dämonische Abart.

Marek hatte etwas von Ghouls und Nachzehrern berichtet, und so eine Sache machte mich immer hellhörig.

Ich saß mit dem Rücken zur Fahrtrichtung und schaute durch das Fenster auf der linken Seite. Mein Gesicht spiegelte sich in der Scheibe.

Wir fuhren durch einen Morgen, der es sich anscheinend zu überlegen schien, ob er hell werden wollte oder nicht. Zwischen den dunklen Bergen lag der Nebel wie ein graues Meer. Nur hin und wieder war er aufgerissen, so daß ich die Bäume unterscheiden konnte und auf manchen eine helle Schicht entdeckte.

In der vergangenen Nacht hatte es gefroren, und der Reif war noch nicht von den Zweigen und Ästen weggetaut. Einige Bäume wirkten deshalb so, als wären sie angestrichen worden.

Der Schlaf hatte mir gutgetan, denn in der letzten Zeit war ich kaum dazu gekommen, ein Auge zu schließen. Erst der wahnsinnige Kampf gegen die Großen Alten, der praktisch noch nicht beendet war, weil der Spuk überlebt hatte. Dann mein Fall in Schottland, als Suko in einen magischen Bann geraten war und versucht hatte, Jane Collins den wichtigen Würfel abzunehmen. All das hatte mich Zeit, Nerven und viel Schlaf gekostet.

Nach Rumänien war ich allein gefahren. Gern hätte ich Suko mitgenommen, er jedoch war auf eigenen Wunsch zurückgeblieben, da er sich noch untersuchen lassen wollte, ob bei seinem letzten Fall auch tatsächlich nichts zurückgeblieben war.

Es war dem Spuk schließlich gelungen, die Kontrolle über den Inspektor zu bekommen, wir hatten den Bann zwar brechen können, hundertprozentig sicher war Suko sich nicht, deshalb wollte er sich für einige Tage in Behandlung begeben.

So war ich allein unterwegs und fuhr tief hinein in die Heimat der Vampire.

Rumänien hatte nun mal diesen »schlechten« Ruf, wobei die Menschen immer nur an das Negative dachten und nur selten an die Bewohner selbst, die mir immer freundlich begegnet waren. Ich mochte das Land, in dem es nicht nur Vampire gab, sondern auch zahlreiche Schlösser, Burgen und prächtige Klöster.

Leider hatte ich davon bisher zu wenig mitbekommen, und auch jetzt wieder bahnte sich ein Fall an, der verdammt gefährlich werden konnte.

Die Landschaft änderte ihr Gesicht. Zwar blieben die Berge noch, aber sie traten zurück, so daß sie nur mehr aus der Ferne grüßten.

Auch der Nebel hatte sich aufgelöst, und mein Blick glitt über die glatten, menschenleeren Felder, die die Strecke säumten. So weit der Blick reichte, alles eben. Dieses Tal, durch das wir fuhren, zog sich meilenweit hin, und ein Ende war nicht abzusehen.

Hin und wieder erschien eine Scheune, auch sah ich in der Ferne mal die Häuser einer kleinen Ortschaft, ansonsten rollten wir durch ein weites Land, in dem eigentlich nur die dunklen Pfosten der Telegraphenmasten grüßten.

Ich holte eine Zigarette hervor und rauchte langsam vor mich hin.

Mein Blick fiel auf den gegenüberliegenden Sitz. Dort hatte jemand ein Loch in das Polster gebrannt.

Ich hob den Deckel des Aschenbechers in die Höhe, schnippte die Asche dort hinein und wartete mit steigender Ungeduld darauf, endlich mein Ziel zu erreichen.

Der Ort hieß Hacea.

Vor Mareks Anruf hatte ich den Namen noch nie gehört. Ich war gespannt, ob er ebenso verlassen war wie Petrila, das Heimatdorf des grauhaarigen Pfählers.

Noch war ich nicht da, und noch zeigte die Landschaft ihr gleiches, eintöniges Gesicht. Auf dem Gang hörte ich Geräusche. Ich drehte den Kopf und schaute durch die Türscheibe. Zwei junge Männer erschienen in meinem Blickfeld, schauten kurz in das Abteil und gingen dann weiter. Beide waren mit glänzenden, schwarzen Lederjacken bekleidet gewesen.

Als ich die Zigarette ausdrückte, begannen die ersten Bremsvorgänge. Der Zug schüttelte sich, als hätte er keine Lust, den Gesetzen der Physik zu folgen. Ich vernahm das Quietschen der Räder und hörte auch den schrillen Pfiff der Lok.

Auch für mich wurde es Zeit, das überheizte Abteil zu verlassen.

Meinen Koffer holte ich aus dem Gepäcknetz, stellte ihn auf den Sitz und schaute aus dem Fenster.

Zwar sah ich weiterhin Felder, aber sie erreichten längst nicht mehr

die Größe derer, die vorhin vorbeigehuscht waren. Sorgfältig hatte man sie abgesteckt, die Berge waren zudem wieder nähergerückt, und die großen, dunklen Flecken inmitten der flachen Landschaft konnten nur Wälder sein.

Bevor wir Hacea erreichten, rollten wir über eine Steinbrücke. Ein Fluß schäumte durch sein steiniges Bett. Nach der Brücke erschienen die ersten Häuser des Ortes. Ich sah sogar ein Schild mit dem Namen des Dorfs, ging zur Tür, öffnete sie und trat hinaus in den Gang.

Schon jetzt hörte ich die Stimmen. Der Wirrwarr wurde besonders von den hellen Kinderstimmen überlagert. Wie mir Marek berichtet hatte, war Hacea bekannt für seinen außergewöhnlichen Weihnachtsmarkt, und ein solcher Markt wurde natürlich von zahlreichen Eltern besucht, die ihren Kindern und sich gern eine Freude bereiteten.

Ich mußte mich abstützen, weil wir in den Bahnhof einrollten, und der Zug noch einmal stotternd bremste.

Endlich standen wir.

Ich ließ mir Zeit mit dem Aussteigen. Aus dem Fenster blickte ich auf den kleinen Bahnhof und sah die zahlreichen Kinder schon auf dem Bahnsteig umhertoben.

Das Lächeln gefror mir auf den Lippen. Wenn es tatsächlich stimmte, was Marek angedeutet hatte, konnte dieser Weihnachtsmarkt für Kinder und auch Erwachsene zu einer Hölle werden.

Hoffentlich kam es nicht soweit, und ich drückte uns jetzt schon die Daumen.

So ziemlich als letzter verließ ich den Wagen, hinter den beiden Typen mit den Lederjacken.

Es war kalt mit Temperaturen um den Gefrierpunkt, und ich war froh, meine mit Schafsfell gefütterte Jacke übergezogen zu haben.

Wo steckte Marek.

Der Bahnsteig leerte sich allmählich, und ich konnte mich umschauen. Ein altes Holzgebäude entdeckte ich. Auch einen großen Wassertank, eine Uhr, verblichene Schilder, nur sehr wenige Autos, die jenseits des Gebäudes standen, dafür zahlreiche Rauchfahnen, die aus den Kaminen stiegen und sich in der grauen, kalten Luft verteilten.

Dann kam Marek.

Er verließ den Bahnhof, blickte nach rechts und sah mich.

Ich hatte schon gewinkt, und hörte ihn rufen. »John Sinclair, endlich!« Er lachte breit und rannte auf mich zu.

Ich lief ihm entgegen. Wir trafen uns gewissermaßen in der Mitte und fielen uns in die Arme.

»Verdammt, alter Freund, ich freue mich, dich zu sehen.« Marek schlug mir auf die Schultern, wobei ich ihm in nichts nachstand.

»Wie war die Fahrt?« fragte er mich.
»Lang, aber nicht schlecht.«
»Dann bist du ausgeruht?«
»Mal sehen.«
Er lachte. »Komm, wir werden ein Glas trinken. Da kann ich dir alles erzählen.«
»Ich habe nichts dagegen.«
Im Bahnhof selbst befand sich keine Raststätte. Die fanden wir an der Vorderseite der Bahnhofshalle, und zwar dem Gebäude gegenüber. In einem grauen Steinhaus war sie untergebracht, und als wir sie betraten, empfingen uns Rauch und bullige Wärme. Letztere wurde von einem Kanonenofen abgegeben, der in der Ecke stand.
Ich sah nur Männer, die sich in dem großen Gastraum aufhielten, und hier traf ich auch die beiden Typen mit der Lederjacke wieder.
Sie hockten an einem Tisch und hatten Krüge mit Bier vor sich stehen. Uns warfen sie scharfe Blicke zu.
Auch Marek hatte sie bemerkt. »Kennst du die beiden?« fragte er mich.
»Nein.«
»Weshalb interessieren sie sich dann für dich?«
»Keine Ahnung. Sie saßen jedenfalls im gleichen Zug und sind in Klausenburg eingestiegen.«
»Sag das Wort Klausenburg nicht zu laut. Die Stadt heißt jetzt Cluj.«
»Meinetwegen auch das.« Wir hatten einen Tisch am Fenster gefunden und auch ziemlich weit vom heißen Ofen entfernt. Ich zog meine Jacke aus und schob sogar die Ärmel des Pullovers in die Höhe, denn so heiß war es in dem Raum.
Der Wirt kam. Sein Schnauzbart war prächtig gewachsen. Er hatte die Enden zudem nach oben gezwirbelt. »Was darf ich bringen?«
»Barak!« sagte Marek. »Zwei Doppelte.«
»Gut. Sonst noch etwas?«
Ich bestellte einen Tee, Marek nichts.
Der Wirt nickte und ging.
»Ist der immer so unfreundlich?« fragte ich.
Marek hob die Schultern. »Weiß ich nicht. Ich bin nicht so oft hier.«
»Weshalb bist du überhaupt gekommen?« wollte ich von ihm wissen und kam bereits dem Kern der Sache näher.
Marek nickte. Bevor er eine Antwort gab, wartete er noch, bis der Wirt die Gläser vor uns aufgebaut hatte. Ich schielte auf die klare Flüssigkeit und dachte daran, daß ein Doppelter schon verdammt viel war. Marek kippte ihn weg, ich war da vorsichtiger. Nach dem ersten Schluck nahm ich den zweiten, und damit war das Glas leer.
»Dann komm mal zur Sache«, bat ich ihn.
Marek nickte. »Und wie. Es geht diesmal nicht um Vampire, sondern

um Nachzehrer.«
»Ghouls?«
»Ja, das sagst du. Ich nehme lieber den alten Begriff. Außerdem sind Nachzehrer ja keine direkten Ghouls. Sie verschlingen oft alles, auch ihre eigene Totenkleidung.«
»Okay, gut. Und wie oder wo sind sie aufgetaucht?«
»Hier in Hacea.«
»Hatte das einen Grund?«
»Ja.« Marek nickte. »Jedenfalls nehme ich es an«, schwächte er seine direkte Antwort ab. »Der Boden dieser Stadt ist verflucht. Und zwar verflucht durch einen alten Friedhof, den es eigentlich nicht mehr gibt, der aber trotzdem noch existiert.«
»Das begreife ich nicht.«
»Die Sache ist folgende, John. Der Friedhof, von dem ich gesprochen habe, ist vor einiger Zeit eingeebnet worden. Er befindet sich am Rande der Stadt, und wie ich erfahren habe, soll er verflucht gewesen sein.«
»Wieso?«
»Hier hat ein entfernter Verwandter Draculas gehaust.«
»Der war aber ein Vampir.«
»Ich sprach auch nur von einem entfernten Verwandten. Jedenfalls hält sich das Gerücht. Dieser entfernte Verwandte war ein verarmter Adeliger, ein Zigeunerfürst, der durch das Land reiste und allerlei Dinge verkaufte, ein Marketender. Er kam nach Hacea und hat seine Sippe mitgebracht. Die Menschen hier wollten ihn nicht. Sie hatten auch Angst vor ihm. Zur gleichen Zeit lebte Dracula. Seine Knute war furchtbar. An ihn kamen die Menschen nicht heran, aber an den Zigeunerfürst mit Namen Zirka. Er lief ihnen praktisch in die Falle, und das nutzten sie aus. Sie erschlugen ihn und seine Sippe.«
»Also Mord«, stellte ich mit düsterer Stimme fest.
»Leider.«
»Begrub man die Leute dann?«
»Ja, man schaufelte sie regelrecht ein. Am Rand des Ortes, der damals noch nicht so groß gewesen war und weit weg von den Häusern. Man glaubte, vor ihnen Ruhe zu haben, aber einer aus der Sippe ist entkommen, wie man später erfuhr. Und der schwor Rache.«
»Ein alter Fluch also.«
»Nicht ganz. Dieser Mann kam nicht zurück, um zu töten, er tat etwas anderes. Er buddelte sich ein Loch und schaffte es tatsächlich, an die Gräber zu gelangen.«
»Moment, du meinst, daß er den Friedhof von unten her aushöhlte und Gänge sowie Stollen grub?«
»Ja, das tat er.«
»Und dann?«

»Kam er an die Leichen heran. Nur das hatte er gewollt. Er wußte ja, daß seine Sippe magisch beeinflußbar war, und der Legende nach soll er eine besondere Methode angewendet haben, um seine Sippenmitglieder am Leben zu erhalten.«

»Welche?«

Marek beugte sich vor. Die nächste Antwort sollte niemand der anderen Gäste mitbekommen. »Dieser Übriggebliebene rieb die Körper der Toten mit einer besonderen Masse ein, mit Leichenfett! Hast du verstanden, John? Leichenfett.«

Ich nickte. »Klar, das habe ich gehört. Nur weiß ich nicht, was das Leichenfett mit den Nachzehrern zu tun hat?«

Marek lehnte sich wieder zurück. »Das kann ich dir sagen. Es ist ein besonderes Fett gewesen, von einer besonderen Haut, die Jahrhunderte überstanden hat.«

Ich lächelte. »Mach's nicht so spannend. Von wem stammt das komische Fett.«

Mein Lächeln erstarb, als ich Mareks Antwort vernahm. »Dieses Fett stammt von der Haut eines alten Freundes von dir, John. Kannst du dich noch an den Namen Xorron erinnern?«

***

Ich saß plötzlich still da und war auch sehr ruhig geworden, während aus meinem Gesicht allmählich die Farbe wich.

»Xorron?«

»Genau, John, du hast dich nicht verhört.«

»Aber der ist vernichtet.«

»Klar. Nur war er der Herr der Zombies, Ghouls und Nachzehrer, wie du sicherlich weißt.«

»Natürlich.« Ich nickte heftig. »Trotzdem komme ich nicht ganz mit. Wie sind diese Zigeuner in den Besitz des Leichenfetts gelangt. Und was ist das überhaupt?«

»Ein Rest von Xorrons Haut.«

»Ich habe nie gesehen, daß er eine Stelle an seinem Körper besaß, wo etwas fehlte, wenn ich das mal so ausdrücken darf.«

»Das kann sich ja nachgebildet haben.«

Ich gab Marek recht. »Also, Frantisek, kein Widerspruch mehr von meiner Seite. Ich gehe davon aus, daß der Kerl, der übriggeblieben ist, sich von Xorrons Haut etwas besorgt hat und mit diesem Fett in die unterirdischen Gänge des Friedhofs gekrochen ist.«

»Ja.«

»Was hat er dort getan?«

»Die Leichen eingerieben, John. Das sagte ich schon. Willst du das nicht begreifen?«

»Ich denke über den Sinn nach!«

»Der liegt auf der Hand. Denk an Xorrons Haut. War sie im Prinzip nicht unüberwindlich?«

»Stimmt.«

»Dann wird sich diese Kraft auch auf die Toten der Zigeunersippe übertragen haben.«

»Und daran glaubst du?«

Marek nickte. Er stoppte seine Bewegung, als der Wirt kam und meinen Tee brachte. Während ich umrührte, berichtete der Pfähler weiter. »Ich sage dir jetzt, was man sich der Legende nach erzählt. Dieser Mann ist in die Gräber geklettert und hat die Verstorbenen mit Xorrons Fett eingerieben. Und ich habe auch vernommen, daß die Menschen, die damals begraben worden sind, nur scheintot waren.«

Ich holte den Löffel aus dem Glas und legte ihn auf den kleinen Untersatz. »Rede weiter.«

»Wenn sie nur scheintot waren, sind sie bestimmt in der Lage gewesen, irgendwann wieder zu erwachen. Und zwar nicht mehr als Menschen, sondern als Nachzehrer.«

»Warum erst jetzt?«

»Vielleicht deshalb, weil der Platz wieder von einem Markt besetzt worden ist.«

»Ein schwaches Motiv«, erwiderte ich. »Es kann aber möglich sein. Und du hast schon einen oder mehrere Nachzehrer gesehen?«

Die Antwort kam, als ich trank. »Ja, ich habe sogar eine Frau vor ihnen gerettet.«

»Warst du bei den Gräbern? Ich meine unter der Oberfläche?«

Marek schüttelte den Kopf.

»Und weshalb nicht?«

»John, du kennst mich. Ich bin kein Angsthase, aber ich habe mich davor gefürchtet, das Labyrinth der Gräber zu betreten. Meine Angst ist einfach zu groß gewesen. Kannst du dir das vorstellen? Ich fürchte mich vor keinem Vampir, ich gehe des Nachts über verfluchte Friedhöfe. Denk an unseren letzten gemeinsamen Fall in Petrila, als du gezwungen wurdest, Lady X wieder auszugraben, aber das hier war mir zu riskant. Ich bin kein Selbstmörder, John, und möchte, wenn eben möglich, noch einige Jahre leben.«

»Das ist legitim«, lächelte ich.

»Außerdem habe ich damit gerechnet, daß du Suko mitgebracht hättest.«

»Er konnte nicht.«

»Ist er krank?«

»Nein.« Ich berichtete in knappen Sätzen, was mein Partner zuletzt erlebt hatte, und Marek geriet ins Staunen. Wir redeten nicht weiter über diesen Schnee von gestern, sondern kamen allmählich dazu, uns einen Plan zurechtzulegen.

»Du hast also vor, mich in die Gräber zu schicken?«
»Ja, und nein, John. Ich gehe natürlich mit, davon mal abgesehen, aber die Nachzehrer sind abgebrühter geworden. Sie haben ihre Wohnstatt schon verlassen.«
»Und darüber liegt der Weihnachtsmarkt?«
»Ja.«
Ich war blaß geworden und mußte, ob ich wollte oder nicht, zunächst einmal schlucken. Das war harter Stoff, den man mir da berichtete. Mir war auch klar, in welch einer Gefahr sich die Besucher des Marktes befanden, wenn es den Ghouls oder Nachzehrern einfiel, ihre Grabhöhlen zu verlassen und sich unter die Menschen zu mischen. Das konnte der grausigste Weihnachtsmarkt werden, den es je gegeben hatte.
»Du kennst den Eingang zum Friedhof?« fragte ich Marek.
»Ja.«
»Dann sollten wir sofort hingehen.«
Der Pfähler lächelte. »Das habe ich mir fast gedacht. Ich freue mich, daß du so reagierst.«
»Was soll ich machen.« Ich winkte dem Wirt, um die Rechnung zu begleichen. »Da fällt mir noch etwas ein. Wann beginnt eigentlich der Weihnachtsmarkt. Ich meine, wann öffnet er seine Pforten?«
Der Pfähler begann zu lachen. »Das kann ich dir genau sagen, John. Er ist schon offen.«
Diese Nachricht empfand ich nicht als gut, denn ich dachte auch an die zahlreichen Kinder im Zug, die extra in den Ort gefahren waren, um eine Freude zu erleben.
Hoffentlich wandelte sich dies nicht in blankes Entsetzen um.
Daran dachte wohl auch Marek, denn sein faltenreiches Gesicht hatte einen tiefernsten Ausdruck angenommen…

***

Es war eine eigene Welt unter der normalen!
Ein schreckliches, ein finsteres Reich, in dem die Düsternis von keinem Sonnenstrahl durchbrochen wurde. In dieser Welt lebte man nicht, man kam hinein, wenn man gestorben war.
Die Welt der Gräber, des Moders, des allmählichen Dahinfaulens seelenloser Leiber.
Und doch gab es Leben in dieser Welt. Unheilvolles Leben, das Jahrhunderte im Schlaf überdauert hatte und nun wieder geweckt worden war. Keine normale Kreatur hätte sich in diesem Reich wohlgefühlt. Die Monstren jedoch, die sich die Gräber und Gänge ausgesucht hatten, überlebten und würden weiter überleben.
Hin und wieder, wenn sie sich Nahrung besorgt hatten, erfüllte ein widerlich klingendes Schmatzen und Schlürfen die engen Tunnels, und

der Aasgestank wurde dabei noch penetranter.

Sie würden die Zeiten überdauern, und sie würden sich sogar noch stärken, denn jemand hatte es gewagt und ihren Platz, an dem sie sich aufhielten, entweiht.

Dafür sollten die Menschen büßen.

Gnadenlos würden sie sein und ihnen nicht den Hauch einer Chance geben. Einige Male schon hatten sie die Dunkelheit dieser Moderwelt verlassen und sich oberhalb davon umgeschaut.

Sie hatten einiges zu sehen bekommen.

Vor allen Dingen Menschen.

Ahnungslose Menschen…

Bis auf eine Person, die versucht hatte, die anderen zu warnen.

Und diese Person besaß einen besseren Überblick, aber sie würde kein Hindernis sein, denn die Nachzehrer waren es gewohnt, mit Menschen so umzugehen, wie sie es wollten.

Zudem besaßen sie zwei Helfer auf der Oberwelt. Sie hatten auch dafür Sorge getragen, daß der versteckt liegende Eingang in die Unterwelt abgedeckt wurde.

So lief alles zu ihrer Zufriedenheit. Und Zirka, ihr Anführer, konnte sich auf ein regelrechtes Fest freuen…

***

Es gab einen Unterschied zu Petrila, dem Dorf, aus dem Marek stammte. Petrila wurde von ziemlich hohen Bergen eingerahmt. Das war hier nicht der Fall. Dafür wuchs der Wald ebenso dicht wie in Petrila, und wir hatten beide Mühe, einen Weg oder Pfad zwischen den Bäumen zu finden.

Durch das Dorf waren wir nicht gegangen und hatten uns auch nicht auf dem Markt umgesehen. Ich hatte nur erkannt, daß die meisten Menschen in eine bestimmte Richtung strömten und mir gemerkt, wo der Markt lag.

Stille umgab uns.

Ich hatte das Gefühl, daß es noch kälter geworden war. Zum Glück wehte kein Wind, so daß sich die Temperaturen ertragen ließen. Da wir keinen Pfad entdeckt hatten, mußten wir quer durch das Gelände laufen und Umwege machen, weil oft genug die Bäume einfach zu dicht beieinander standen.

Wir schritten über einen dichten Laubteppich. Die oberen Seiten der braunen Blätter zeigten eine silbrige Eis- oder Tauschicht, die auch tagsüber nicht verschwand, weil eben keine Sonne durch die dichten Baumwipfel drang.

Ich hatte Marek vorgehen lassen, und schaute dabei auf seinen gekrümmten Rücken. Der Pfähler hatte seine dunkle Jacke geöffnet, um schneller an seine Waffe zu gelangen, falls er es für nötig hielt.

Ich hatte meine Bedenken, daß er mit dem angespitzten Eichenpflock etwas erreichen würde und bat ihn deshalb anzuhalten.

»Was ist denn?«

Eine Ersatzberetta hatte ich aus London mitgebracht und drückte sie Marek in die Hand. »Hier, nimm sie.«

»Wieso?«

»Damit erreichst du mehr als mit deinem Pfahl. Denk daran, daß du keine Vampire vor dir hast.«

»Ja, stimmt.« Seine Augen leuchteten. »Kannst du mir die nicht überlassen?«

»Behalte sie.«

»Ich danke dir.« Marek steckte die Waffe hinter seinen Gürtel und klemmte den Pulloversaum hinter den Griff, so daß er die Pistole schnell ziehen konnte.

Anschließend gingen wir weiter. Der Pfähler erklärte mir, daß er bewußt einen Bogen geschlagen habe, um eventuelle Verfolger in die Irre zu leiten.

»Wieso?« fragte ich. »Rechnest du mit Verfolgern?«

»Die beiden Typen in der Lederjacke haben mir überhaupt nicht gefallen.«

»Das kann auch ein Irrtum sein«, erwiderte ich. »Sie haben schließlich bei mir im Zug gesessen.«

»Na und? Wann sind sie eingestiegen?«

»Eine Station vor Hacea, glaube ich.«

»Dann sind sie von hier aus dort hingefahren. Ich kenne sie nämlich, weil ich sie schon einmal in Hacea gesehen habe.«

»Kein Irrtum?« fragte ich.

»Nein.«

Die Sicherheit des Pfählers ließ mich nachdenklich werden.

Vielleicht hätte ich mich schon in der Gastwirtschaft näher mit den beiden Typen befassen sollen. Allerdings ging ich davon aus, daß sie uns bestimmt wieder über den Weg laufen würden.

Es wollte nicht richtig hell werden. Die Sonne hielt sich hinter einer dünnen Wolkendecke versteckt, falls sie überhaupt da war, und durch den Wald trieben an einigen Stellen noch Nebelschleier, die sich wie gespenstische Tücher um die Äste und Zweige der Bäume wanden.

Auch wir durchquerten mehrere dieser Nebelinseln, in denen das Schweigen noch tiefer lastete.

Wenig Unterholz hatte sich uns bisher in den Weg gestellt. Dies allerdings änderte sich, als wir über einen Graben hinwegsprangen und das dichte, auch im Winter noch grüne Farnkraut sahen. Zudem bildete das Gelände einen kleinen Hügel, und der Zeigefinger des Pfählers deutete dorthin.

»Da ist der Eingang.«

»Auf dem Hügel?«
»Nein, an der Seite, wo er sein Gefälle hat.« Marek hatte es plötzlich eilig und war noch vor mir im feuchten Farnkraut verschwunden. Er trampelte es nieder, bückte sich und entschwand meinen Blicken. Nach einer Sekunde hörte ich seinen Fluch.
»Was ist denn?«
»Verdammt, John, der Eingang ist zu.«
»Was?«
»Ja, komm her.«
Ich schaufelte ebenfalls das Farnkraut zur Seite und sah Marek schräg und in einer gebückten Haltung stehen. Er hatte einen Arm ausgestreckt. Seine Hand wies dorthin, wo sich der nachträglich geschaffene Eingang befand.
Erst jetzt fiel mir auf, daß wir uns ziemlich nahe am Ortsrand aufhalten mußten, denn ein leiser Stimmenwirrwarr drang an unsere Ohren. Dazwischen erklang hin und wieder eine Megaphonstimme, und wir hörten auch das helle Läuten der Weihnachtsglocken.
Dies alles nahm ich nur mehr im Unterbewußtsein wahr, während ich mir den viereckigen Stein anschaute, der das Grab verschloß.
»War der schon gestern hier?« fragte ich Marek.
»Nein, das sieht man doch. Er muß erst heute hergeschafft worden sein.«
Ich versuchte, den Stein anzuheben. Das gelang mir nicht, obwohl ich mich anstrengte.
Marek wollte ebenfalls nicht tatenlos zuschauen. Er bückte sich und half mir.
Auch zu zweit bekamen wir die Fels- oder Steinplatte nicht in die Höhe. Pustend gaben wir auf. Ich war sogar ins Schwitzen gekommen, so stark hatte ich mich angestrengt.
»Die verdammten Nachzehrer müssen Helfer gehabt haben«, erklärte Marek. »Etwas anderes kann ich mir nicht vorstellen. Sie selbst werden den Stein kaum davorgewälzt haben.«
»Und wer könnte auf ihrer Seite stehen? Fallen dir da Namen ein?«
»Möglich. Ich denke an unsere beiden Freunde in den schwarzen Lederjacken. Denen traue ich alles zu.«
»Fragt sich nur, was sie mit den Ghouls gemeinsam haben?«
»Wir könnten ja mit ihnen reden.«
Diesem Vorschlag stimmte ich zu, und wir beschlossen, uns auf den Rückweg zu machen.
Ich wollte schon gehen, sah aber, daß Marek stehengeblieben war.
Unnatürlich steif hatte er sich aufgebaut und dabei die Augen verengt.
»Was hast du?« fragte ich ihn.
»Ich rieche etwas.«

»Und was?«
»Komm mal her.«
Ich ging wieder zurück und bückte mich so wie zuvor Marek.
Es war keine Übertreibung gewesen, tatsächlich nahm auch ich den widerlichen Gestank wahr, er stieg aus der Erde hoch.
»Leichengeruch.« flüsterte Marek. »Willst du noch einen besseren Beweis haben?«
»Nein, der reicht.«
»Verdammt, wir müssen diese Steinplatte wegbekommen. Ich frage mich nur, wie die Kerle das geschafft haben.«
»Du sprichst von ihnen, als hätten sie den Stein tatsächlich vor die Öffnung geschafft.«
»Für mich ist das sicher.«
Ich wollte abwarten und schlug vor, endlich zu gehen. »Hoffentlich finden wir sie noch.«
»Als wir gingen, saßen sie im Gasthaus«, erklärte der Pfähler.
»Wir werden dort nachschauen.«
Diesmal nahmen wir eine Abkürzung und verließen den Wald an der Stelle, wo der kleine Weihnachtsmarkt direkt an das baumbestandene Gelände grenzte.
Es war schon ein komisches Gefühl für mich, genau dort zu stehen, wo sich unter meinen Füßen ein Friedhof der Nachzehrer ausbreitete. Und wenn ich dann auf die zahlreichen Menschen schaute und auch Kinder unter ihnen entdeckte, verstärkte sich dieses Gefühl noch.
Das gefiel mir überhaupt nicht.
Auch Marek zog ein ernstes Gesicht. Wir standen an einer strategisch ungünstigen Stelle und sahen nur wenige Buden. An einer davon wurde Zuckerwatte verkauft. Sie war von Familien mit Kindern besonders umlagert. Die Kleinen hatten ihren Spaß, wenn sie die Zuckerwatte nicht nur in ihre Münder stopften, sondern auch noch im Gesicht verteilten.
Den Ausschnitt eines alten Karussells konnten wir ebenfalls sehen. Es war rein für Kinder gedacht. Die jungen Fahrgäste hockten auf Holzpferden oder konnten in kleinen Kutschen Platz nehmen.
»Über den Markt können wir später noch gehen«, sagte Marek und drängte. »Wir müssen zuerst die Typen mit den Lederjacken finden. Ich glaube inzwischen fest daran, daß sie nicht so unschuldig sind, wie sie sich geben.«
»Vielleicht hast du recht.«
Zwischen dem Wald und den Rückseiten der Buden gingen wir entlang. Manchmal mußten wir über kleine Kohlenberge springen, denn die wärmenden Eisenöfen wurden noch mit dem Schwarzen Gold der Erde gespeist.
Bis zum Gasthaus brauchten wir nicht zu laufen, denn uns begegnete

einer der beiden Knaben. Er trug zwei Weihnachtsbäume, blieb stehen, als er uns sah und hob die Augenbrauen, denn Marek hatte ihm zugewinkt.

Langsam gingen wir näher. Mißtrauen hatte sich in das Gesicht des jungen Mannes eingeschlichen. Ich schaute ihn mir genauer an.

Er hatte pechschwarzes Haar, ebenso dunkle Brauen und Augen, die einen lauernden Ausdruck zeigten.

»Können wir dich sprechen?« fragte Marek.

»Warum?«

»Das sagen wir dir schon.«

Er verzog die wulstigen Lippen zu einem Grinsen. »Gut, wenn ihr wollt. Ich stelle nur eben die Bäume weg.«

»Was hast du damit zu tun?«

»Ich will sie verkaufen.«

»Ach so.«

Marek ließ ihn gehen. Als er außer Hörweite war, sprach mich der Pfähler an. »Was hältst du von ihm?«

»Nicht viel. Das Mißtrauen scheint bei ihm verdammt tief zu sitzen.«

»Oder das schlechte Gewissen.«

»Kann auch sein.« Ich dachte darüber nach, ob die beiden Kerle mit den Ghouls oder Nachzehrern zusammenarbeiteten. Wenn ja, sah das nicht gut aus. Dann hatten diese Wesen auch außerhalb ihrer finsteren Wohnburg oder Grabstätte Unterstützung.

Er kam wieder zurück. Auf seiner Jacke klebten noch Tannen-und Fichtennadeln. Provozierend hakte er beide Daumen in seinen breiten Gürtel. »Viel Zeit habe ich nicht. Das Geschäft geht vor. Die Leute sind eben sentimental. Sie wollen alle einen Baum haben.«

»Die meisten hacken ihn sich doch selbst«, sagte Marek.

»Es gibt auch andere. Zum Glück.« Er stellte sich noch breitbeiniger hin. Seine Jeans besaßen in den Beinen den Schlag der siebziger Jahre. Noch immer wußten wir seinen Namen nicht, deshalb machte Marek den Anfang und stellte sich vor. Von mir nannte er nur den Vornamen.

»Ihr könnt mich Stani nennen.«

»Und wo ist dein Freund?«

»Im Wagen.«

»Ach«, sagte ich. »Dabei habe ich gedacht, daß ihr beide mit dem Zug gekommen seid.«

»Wir hatten einen Besuch gemacht. Der ließ sich leider nicht aufschieben.« Breit grinste er mich dabei an, um uns zu zeigen, wie sicher er sich fühlte.

»Wir können ja in den Wagen gehen«, schlug Marek vor. »Ist der andere eigentlich mit dir verwandt?«

»Ja, ein Bruder.«

»Und wie heißt er?«
»Marco.«
Marek nickte. »Seid ihr Rumänen?«
»Klar doch. Wir leben hier schon verdammt lange und fühlen uns auch sauwohl.«
»Das freut mich.« Marek kniff mir ein Auge zu, als er sich in Bewegung setzte.
Ich schloß mich dem Pfähler an. Stani schritt vor uns her. Für mich war er eine verdammt undurchsichtige Figur. Zudem wurde ich das Gefühl nicht los, daß er mehr wußte, als er zugeben wollte.
Er verschwieg uns eine ganze Menge. Ob die beiden im Wohnwagen redseliger wurden, wollte ich auch noch dahingestellt sein lassen.
Ich schüttelte ein paarmal den Kopf, als ich einen ersten Blick auf den Weihnachtsmarkt werfen konnte. Diesmal gelang es mir, ihn zu überschauen, und ich konnte ihn mit dem Wort romantisch umschreiben. Da gab es keine Hektik, kein großes Geschrei, die Kinder staunten noch, und die Düfte von Pfefferkuchen, Glühwein, Nelken, gebrannten Mandeln und scharf gebratenen Würstchen vereinigten sich zu der für einen Weihnachtsmarkt so typischen Duftkulisse.
Auch das Klingeln der kleinen Glasglöckchen klang irgendwie anders. Weihnachtlicher, so jedenfalls hatte ich das Gefühl. Noch war es hell, gegen Abend, wenn die Dunkelheit kam, und die Lichter angezündet wurden, dann erwachte dieser kleine idyllisch gelegene Markt erst richtig. Da würden sich die Lichter auch in den Augen der Kinder widerspiegeln, wenn die Kleinen voller Andacht standen und ihre Herzen mit Erwartung auf das große Fest gefüllt waren.
Man sah sie staunen, sie hörten den Geschichten der Erzähler zu, die von Weihnachten berichteten, dem Fest des Friedens, das wie kein anderes das Leben der Menschen beeinflußt hatte.
Und in diese Idylle würden die Nachzehrer einfallen wie Hyänen in eine Herde von Gazellen.
Ich bekam einen trockenen Hals, als ich daran dachte und spürte, daß auch mein Herz stärker klopfte. Ich wollte alles daransetzen, um dieses furchtbare Grauen nicht eintreten zu lassen, und ich war Frantisek Marek dankbar, daß er mich geholt hatte.
Wir verließen den unmittelbaren Bereich des Weihnachtsmarktes und begaben uns dorthin, wo einige Wohnwagen standen.
Es waren nur fünf. Mit den modernen Wagen, wie sie von den westlichen Schaustellern gefahren wurden, konnten sie nicht konkurrieren. Dafür waren diese gemütlicher, sie stammten noch aus den Zeiten, wo sie von Pferden gezogen wurden. Sogar einen Planwagen entdeckte ich.
Der Wagen, zu dem uns Stani führte, war dunkelrot gestrichen.
Die Tür dafür in einem hellen Grün, und sie kam uns vor wie ein

viereckiges Blatt inmitten der anderen Farbe.

»Moment«, sagte Stani und ging die drei Stufen der Trittleiter hoch, die Tür und Boden verband.

Er klopfte an und hörte eine fragende Stimme. Die beiden sprachen so schnell, daß ich sie nicht verstehen konnte. Flüsternd wandte ich mich an Marek. »Was haben sie gesagt?«

»Keine Ahnung. Sie reden in einem Dialekt, den ich nicht kenne.«

Er lauschte noch einen Moment, um zu nicken. »Hört sich an wie aus der Zigeunersprache.«

»Das läßt ja tief blicken.«

»Meine ich auch.«

Wir gaben uns sehr gelassen, als sich Stani umdrehte und die Schultern hob. »Mein Bruder mußte sich nur eben etwas überziehen, wissen Sie. Er hat geschlafen.«

»Schon gut.«

Nach dieser Antwort öffnete Stani die Tür. Wärme schlug uns entgegen, der enge Wagen war gut geheizt. Es brannte kein Licht. Das fahle Tageslicht kroch durch die schmalen Fenster und schuf bald mehr Schatten als Helligkeit. Wir erkannten zwei Betten, eine kleine Kochnische, einen alten Schrank und auch noch Tannengrün, das auf dem Boden lag.

Marco hockte auf der Bettkante. Das Laken hinter ihm war zerwühlt. Er hatte wieder seine Lederjacke übergezogen und schaute uns von unten her fragend und gleichzeitig mißtrauisch an.

Viel Unterschied zu Stani gab es bei ihm nicht. Man sah ihnen an, daß sie die gleichen Eltern gehabt hatten. Auch Marcos Blick war unstet und mißtrauisch.

Er traf keinerlei Anstalten, sich zu erheben, und so holte Stani zwei Stühle herbei, damit wir uns setzen konnten.

Das taten wir auch, wobei ich mir bei der geschlossenen Tür wie in einem großen heißen Sarg vorkam. Die Wärme stammte von einem kleinen Ofen in der Ecke. Die glühende Platte sah aus wie ein großes rundes Auge.

»Was wollt ihr denn?« fragte Marco und hatte sich mit seiner direkten Frage an Marek gewandt.

»Mit euch reden.«

Die beiden schauten sich an. »Ihr seid fremd«, meinte Marco.

»Wir kennen euch nicht. Worüber wollt ihr sprechen?«

Bevor einer von uns eine Antwort geben konnte, mischte sich Stani ein. »Moment mal«, sagte er. »Ich sehe, daß es unseren beiden Besuchern zu warm ist. Ich werde die Tür aufziehen.«

Damit würde er zumindest mir einen Gefallen tun. Ich rückte mit dem Stuhl ein wenig vor, damit er hinter mir vorbei und auf den Eingang zugehen konnte.

Vielleicht war es ein Fehler gewesen, daß ich so gehandelt hatte, später ist man ja immer klüger, jedenfalls hatte ich nicht mit dieser Hinterlist des Kerls gerechnet.

Er hatte mich schon fast passiert, als sein rechter Arm wuchtig nach unten sauste.

Mich traf der Hieb wie ein Fallbeil.

Zwischen Ohr und Schulter explodierte etwas. Ich sah das Blitzen der Sterne, die sich in einen wahren Glühregen verwandelten, und hatte das Gefühl, durch die Gegend zu schweben. Weit aus der Ferne vernahm ich noch ein Poltern, wollte den Arm heben, selbst dies schaffte ich nicht mehr, denn der zweite Treffer, fast an der gleichen Stelle, haute mich buchstäblich vom Stuhl.

Daß ich in die Tannenzweige fiel, spürte ich nicht mehr. Sie stachen in mein Gesicht, wollten es zerkratzen und mich wie dornige Arme umfangen, das alles kümmerte mich nicht. Ich hatte überhaupt keine Sorgen mehr. Die tiefe Bewußtlosigkeit hielt mich umfangen.

Auch Marek hatte mitbekommen, was sich da getan hatte. Er sah mich fallen und kam erst in diesem Augenblick dazu, sich von seiner Überraschung zu erholen und die ganze Wahrheit zu erkennen.

Natürlich wollte er eingreifen und in die Höhe springen. Es blieb beim Versuch, denn Marco schnellte vom Bett hoch. Plötzlich wirkte er nicht mehr müde.

Bevor Marek noch dazu kam, die Beretta zu ziehen, hatte ihn Marco schon mit der flachen Hand so hart erwischt, daß Frantisek mit dem Stuhl nach hinten kippte, aber nicht fiel, sondern von der Innenwand aufgehalten wurde und in dieser Schräglage blieb.

Als er zu treten versuchte, war Marco schneller. Mit der Handkante traf er das Bein, hörte Marek stöhnen und begann zu lachen.

Im nächsten Augenblick war er über dem alten Mann, hielt ihn an der Schulter fest und preßte ihn mit seinem Körper weiterhin in die Schräghaltung, so daß sich Frantisek nicht rühren konnte.

Einen Arm hatte Marco noch frei. Er winkelte ihn an, drehte die Hand und zog das Messer.

Noch war nur der Griff zu sehen. Das änderte sich einen Moment später, als auf Knopfdruck hin die dünne Klinge eines Stiletts hervorschoß und die Spitze nur eine Fingerbreite über Mareks Oberlippe zur Ruhe kam. »Ich schneide es dir auf, Alter!« versprach Marco. »Ich schneide dir das Gesicht von oben nach unten auf. Du weißt zu viel, du hast es gemerkt, aber wir lassen nicht mit uns spielen. Wir sorgen dafür, daß unser Fürst zurückkehrt. Das haben wir ihm versprochen…«

»Rede nicht soviel!« fuhr Stani seinen Bruder an.

»Wieso? Wir wollen doch…«

»Wir werden sie schon umlegen, aber anders. Jetzt müssen wir uns

noch zusammenreißen.«
»Verdammt, wie lange soll ich das denn noch?«
»Keine Sorge, nur bis zum Abend. Dann herrscht der Betrieb, und es fällt nicht auf, daß die beiden Typen nicht mehr da sind. Wir wollen sowieso die Sache hier abfackeln.«
»Ja, nicht schlecht.« Marco begann hoch und hohl zu kichern.
»Und in der Zwischenzeit verkaufen wir Tannenbäume.«
»So ist es!«
Marek hatte den Dialog mit angehört. Unternehmen konnte er nichts, auch nicht, als Marco plötzlich einen Arm hob, die Spitze blitzschnell drehte, damit sie nach oben zeigte.
Die geschlossene Faust aber traf Marek an der Stirn.
Für den Pfähler gingen im nächsten Augenblick sämtliche Lichter aus…

***

So reingelegt worden war ich seit langem nicht mehr. Das hätte man schon als filmreife, klassische Falle bezeichnen können, in dem der Held etwas über den Schädel kriegt und damit erst einmal außer Gefecht gesetzt worden ist.
Und das waren wir tatsächlich.
Nicht allein, daß die Schmerzen in meinem Schädel wie wahnsinnig tobten, hinzu kam, daß es mir nicht gelang, mich zu bewegen, denn man hatte mich an Händen und Füßen gefesselt.
Nun gibt es verschiedene Möglichkeiten, jemand zu binden. Man konnte Stricke nehmen, Seile oder Nylonschnüre. Auch Heftpflaster eignete sich dafür. Damit hatten die Brüder nichts im Sinn gehabt und sich für eine andere Variante entschieden.
Draht.
Gemeiner, dünner Draht umspannte die Gelenke an den Händen und den Füßen.
Nicht genug damit. Damit wir auch schön ruhig blieben, hatte man uns noch geknebelt. Die Tücher waren hart in den Mund geschoben worden, so daß wir nur durch die Nase atmen konnten.
Zum Glück waren weder Marek noch ich erkältet, wir wären qualvoll erstickt.
So weit hatte ich unsere Lage überblickt.
Wie lange ich bewußtlos gewesen war, wußte ich nicht. Jedenfalls nicht über Stunden hinweg, denn als ich zum Fenster schielte, sah ich hinter der Scheibe noch das Grau des Nachmittags.
Zudem lag ich an der Stelle, wo man mich erwischt hatte. Also auf den Tannenzweigen. Ihren harzigen Dürft atmete ich mit ein, wenn ich durch die Nase Luft holte.
Man hatte mir die Arme auf dem Rücken gefesselt. So würde es mir

kaum gelingen, den Draht auseinanderzubiegen. Ich mußte mir was anderes einfallen lassen.

Aber was?

Unter meiner Schädeldecke spielte sich währenddessen ein regelrechtes Drama ab. Da klopfte, hämmerte und brauste es. Besonders stark schmerzte die getroffene Seite. Man schien sie mit heißen Flammen gestreichelt zu haben.

Ich war ein harter Bursche geworden. Wer sich mit Dämonen herumschlug, durfte kein Waisenknabe sein, aber dieser Hieb hatte mich aus der Fassung gebracht.

Trotz Schmerzen und Fesselung wollte ich erst einmal die Nervosität ablegen. Zudem war ich nicht allein, denn in unmittelbarer Nähe lag mein Freund Frantisek Marek. Auch ihn hatte es hart erwischt.

Marek lag noch in einer schrägen Haltung auf seinem Stuhl und hatte mir sein Gesicht zugedreht. Er war noch immer bewußtlos.

Mir fiel die bleiche Farbe seiner Haut auf, und ich schluckte ein paarmal, denn ich bekam Angst um meinen Freund.

Auch ließen mich die beiden dünnen Blutstreifen, die über sein Gesicht rannen, nicht gerade optimistischer werden.

Frantisek Marek war einige Jährchen älter als ich, und solche Schläge hinterließen ihre Wirkung.

Ich kochte vor Wut über unsere Gegner. Mit der Hitzewelle kam auch die Panik. Es fiel mir schwer, auch nur ein Quentchen Luft zu holen. Dauernd durch die Nase zu atmen, war ermüdend.

Ich mußte den Knebel loswerden! Dieses Ding war fürchterlich.

Immer wieder hatte ich das schlimme Gefühl, ersticken zu müssen.

Der Knebel!

Mit der Zunge versuchte ich ihn herauszuschieben.

Er saß zu stramm. So also nicht. Ich mußte etwas anderes versuchen. Es wäre ein Leichtes für mich gewesen, mit nicht gefesselten Beinen auf die Füße zu kommen. Da die Knöchel jedoch gebunden waren, hätte es mich verdammt viel Kraft und Geschicklichkeit gekostet, aufzustehen.

Hinsetzen konnte ich mich ziemlich leicht und spürte unter mir die zahlreichen Tannennadeln, die auch durch meine Kleidung stachen und mich an der Haut erwischten.

Daran hatte ich mich gewöhnt, das war längst nicht die schlimmste Qual.

Sitzend drehte ich mich und rückte gleichzeitig zurück. Um wenigstens eine Chance zu bekommen, wollte ich bis an eine freie Stelle der Wand, mich dort mit dem Rücken abstützen und dann versuchen, mich hinzustellen.

Was war, wenn die beiden Brüder zu früh zurückkehrten und mich erwischten. Sie würden kurzen Prozeß mit uns machen. Mich

wunderte es sowieso, daß sie uns noch nicht umgebracht hatten.

Während ich mich mit diesen Gedanken beschäftigte, war ich intervallweise zurückgerutscht. Dabei bewegten sich auch die Zweige unter mir, so daß sie mich wie das Schaukeln einer Matratze begleiteten, bis ich die Wand erreichte und mich mit dem Rücken dagegenlehnen konnte.

Mittlerweile war ich in Schweiß gebadet. Die kurze Strecke hatte mich sehr angestrengt, und es fiel mir immer schwerer, durch die Nase zu atmen.

Aber weiter…

Der Gedanke an die beiden Brüder und auch an meinen Freund Marek beflügelte mich.

Mit auf dem Rücken gefesselten Händen wollte ich mich an der Wand hochschieben und mußte dann, wenn ich einen einigermaßen sicheren Stand gefunden hatte, zur Tür hüpfen.

Das würde auch nicht einfach werden.

Zudem verging Zeit.

Bisher hatte alles relativ gut geklappt.

Nun wurde es schwieriger. Beim ersten Anlauf schaffte ich es nicht, in die senkrechte Lage zu gelangen, ich rutschte zurück, auch beim zweiten und dritten Versuch, der vierte endlich schien zu klappen, da ich mich jetzt stärker gegen die Bohlen des Wagens preßte.

Dann stand ich plötzlich.

Jubelschreie konnte ich nicht ausstoßen. Statt dessen versuchte ich, meinen Atem unter Kontrolle zu bringen und spürte gleichzeitig, wie mir der Stirnschweiß über die Augenbrauen rann.

Draußen wurde es dunkler. Der Nachmittag mußte sich allmählich dem Ende zuneigen, die lange Nacht brach mit dem Kommen der Dämmerung herein, und auch im Wagen wurde es dunkler.

Die Schatten verlängerten sich zu langen Armen. Da der Ofen in der Ecke keinen Nachschub mehr bekommen hatte, brannte das Feuer allmählich nieder, und auch die Platte besaß nicht mehr die intensive Farbe.

Dennoch war es zu heiß im Raum.

Heiß und still.

Diese Stille wurde jedoch unterbrochen, denn ich vernahm von draußen Schritte. Zuerst nur undeutlich, dann stärker, und sie näherten sich auf direktem Weg dem Wohnwagen.

Ich bekam es mit der Angst zu tun. Wenn einer der beiden Brüder jetzt zurückkehrte und mich in dieser Haltung sah, würde ich nicht den Hauch einer Chance besitzen.

Noch war es nicht soweit. Ich besaß einige Sekunden Galgenfrist, schaute zur Tür und lauschte auf die Tritte. Wenn ich sie auf den Holzsprossen der Außenleiter hörte, war es zu spät für mich.

Die Schritte gingen vorbei…

Zuerst konnte ich es nicht glauben. Nachdem sie tatsächlich schwächer und für mich nicht mehr zu hören waren, wußte ich, daß dieser Kelch noch einmal an mir vorübergegangen war.

Erleichterung durchströmte mich, so daß ich jetzt an den dritten und letzten Teil meiner Aufgabe herangehen konnte.

Das öffnen der Tür.

Falls man sie abgeschlossen hatte, war alles vergebens gewesen, dann konnte ich buchstäblich einpacken, aber ich wollte diese geringe Chance nicht auslassen, auch wenn sie mich Schweiß, Aufregung und Nerven kostete.

Eine große Schwierigkeit bestand für mich auch darin, auf den Beinen zu bleiben. Wenn ich wieder hinfiel und von vorn beginnen mußte, war die Zeit sicherlich abgelaufen.

So näherte ich mich mit den Händen auf dem Rücken und vorsichtig hüpfend der Tür.

Stück für Stück schmolz die Entfernung zu meinem Ziel zusammen. Meine Spannung stieg wieder. Wie gern hätte ich sie durch einen tiefen Luftzug erlöst, das war leider nicht möglich, und so hoffte ich auf meine letzte Chance, die Tür.

Ich erreichte sie tatsächlich.

Und ich sah die Klinke unter mir, die ich ebenfalls bewegen mußte.

Die Frage war nur, wie ich das schaffen sollte. Da ich die Arme nicht zu Hilfe nehmen konnte, blieb mir noch eine Chance.

Ich mußte mich bücken und mein Kinn gegen die Klinke pressen, um sie so nach unten zu drücken.

Eine schwere Aufgabe, da ich zudem darauf achten mußte, das Gleichgewicht zu wahren.

Vorsichtig begann ich damit. Ich krümmte meine Knie, und es gelang mir trotz der Fesselung, meinen Körper nach unten zu schieben, wobei sich das Kinn dem dunklen Türgriff immer mehr näherte.

Nur noch ein paar Zentimeter Zwischenraum mußte ich überwinden, dann hatte ich es geschafft.

Ich bekam Kontakt!

Das Metall war warm, die Fläche sehr schmal, deshalb drehte ich den Kopf ein wenig, damit das Kinn einen etwas anderen Winkel zur Klinke bekam.

Sehr behutsam fing ich an. Ich wollte nicht abrutschen, durch den Druck hätte ich eventuell nach vorn fallen können. So etwas durfte ich auf keinen Fall riskieren.

Die Klinke bewegte sich.

Langsam wurde sie nach unten gedrückt. Mein Herz klopfte in wilder Vorfreude, ich spürte den Schweiß auf der Stirn noch dichter werden und glaubte plötzlich fest daran, es schaffen zu können.

Je weiter die Klinke nach unten glitt und ich in meiner unnatürlich gekrümmten Haltung stehenblieb, um so größer wurde meine Hoffnung, bis zu dem Augenblick, der alles radikal zerstörte.

Die Tür war abgeschlossen!

Vielleicht hätte ich vor Enttäuschung heulen oder niedersinken sollen, statt dessen tat ich überhaupt nichts, blieb in meiner unbequemen Lage stehen und spürte die Depressionen wie einen schwer lastenden Druck auf meiner Seele.

Es verstrichen einige Sekunden, die ich als Ruhepause benötigte, um meinen spärlichen Atem wieder einigermaßen unter Kontrolle zu bekommen. Wieder wollte das würgende Gefühl vom Magen her in meine Kehle steigen, und ich hatte große Mühe, es zurückzudrängen.

Dann dachte ich an einen Irrtum. Zur gleichen Zeit vernahm ich hinter mir ein leises Stöhnen. Für mich Beweis, daß Frantisek Marek allmählich wieder erwachte.

Wie würde er wohl reagieren, wenn er mich in dieser Haltung an der Tür stehen sah?

Enttäuscht würde er sein, maßlos enttäuscht. Und uns beide würde die Würgeschlinge der Angst umpacken. Die Tür konnte klemmen, die Klinke haken. Ich bildete mir alles mögliche ein, die Ausrede sollte mich motivieren, und ich startete einen zweiten Versuch, wobei ich wieder sehr aufpassen mußte, um an der Klinke nicht abzurutschen. Schon als sich die Klinke auf dem Weg nach unten befand, wurde mir klar, daß ich es einfach nicht schaffen konnte.

Ich reichte auch den unteren Punkt und stemmte mein Kinn zwischen Klinke und Türholz ein, um den Druck verstärken zu können.

Es war nicht einmal der berühmte Tropfen auf den heißen Stein.

Die Tür blieb geschlossen, so daß meine Hoffnungen zerplatzten wie eine Seifenblase. Zudem bereitete es mir immer mehr Schwierigkeiten, in der Haltung stehenbleiben. Die Wirbelsäule wurde stark beansprucht. Ich spürte Schmerzen im Nacken.

Ein letzter Versuch, ein Rucken mit im Kinn, es war alles umsonst.

Die Tür blieb verschlossen.

Langsam kam ich wieder hoch. Mein Gesicht hatte sich verzerrt.

Der Schweiß lief mir in Strömen über die Haut. Aus dem dunklen Hintergrund des Wohnwagens vernahm ich Frantiseks Stöhnen, dabei bewegte er sich auch, denn ich vernahm das Schaben, als er über seine Sitzfläche glitt. Es tat mir leid, aber ich konnte nichts für ihn tun. Unsere Gegner saßen einfach zu viele Vorteile auf ihrer Seite.

So drückte ich mich wieder hoch. Ebenso vorsichtig wie beim umgekehrten Vorgang, vielleicht noch behutsamer, einen Fall konnte ich mir nicht erlauben. Ich stand – und vernahm abermals Schritte.

Sie näherten sich dem Wohnwagen.

Würden sie jetzt kommen? Eigentlich mußten sie dies, denn die Zeit

war reif. Sie würden sich überzeugen müssen, wie es uns ging.

Vielleicht wollten sie uns abholen, dann war alles zu spät.

Ich hüpfte vorsichtig zurück. Es fiel mir noch schwerer als beim erstenmal, so daß ich von Glück sprechen konnte, noch auf den Beinen zu bleiben.

Diesmal gingen die Schritte nicht vorbei. Ich hörte sie außen auf der Treppe.

Einer kam zurück!

Noch einmal rief ich mir in die Erinnerung zurück, daß die Tür nach innen aufging. Ich stand zum Glück weit genug weg, so daß sie mich nicht erwischen konnte, und ich baute weiterhin auf das Moment der Überraschung.

Ein Schlüssel kratzte im Schloß. Zweimal wurde er gedreht, was meine Spannung noch steigerte.

Dann war es soweit.

Ruckartig wurde die Tür nach innen gestoßen, wischte dicht an meinem Gesicht vorbei, und ich sah auf der obersten Stufe die Umrisse einer Gestalt stehen.

Es war Stani.

Ich sah ihn, er sah mich.

Überraschend klang der Laut, der über seine Lippen drang. Und diese Sekunden der Überraschung kamen mir voll zugute. Ich mußte einfach alles auf eine Karte setzen.

Die folgenden Momente gingen schnell vorbei, ich nahm trotzdem zahlreiche Eindrücke in mich auf.

Kalte Schneekristalle trafen meine Haut, ich spürte auch böigen Wind, und sah, daß der andere sich heftig bewegte. Ich wuchtete meinen gefesselten Körper nach vorn.

Als wir zusammenprallten, hörte ich den wütenden Schrei meines Gegners. Er selbst konnte sich nicht mehr abfangen, zudem stand er verdammt ungünstig auf dieser schmalen Treppe, so daß ich ihn nach hinten drückte. Er kippte um, stürzte auf die Treppe, rutschte hinunter und krachte zu Boden.

Mit der Stirn schlug ich noch in sein Gesicht, sah Blut aus seiner Nase rinnen, verspürte Schmerzen und fragte mich in diesem Augenblick, was ich mit meiner Aktion gewonnen hatte.

Wenn sich der Kerl unter mir wegrollte, konnte er mich noch immer erwischen.

***

»Die sind wir los«, sagte Stani und rieb sich die Hände. Er blieb nach wenigen Schritten stehen und warf einen Blick auf den Wohnwagen.

Lachend meinte er: »Wie Anfänger sind sie uns in die Falle gegangen. Wie Anfänger, diese Idioten.«

Marco, der Mann mit dem Messer, dämpfte den Optimismus seines Bruders. »Noch leben sie.«

»Na und?«

»Ich meinte ja nur.«

»Kannst du Fesseln aus Draht lösen?«

»Nein.«

Stani nickte. »Sie auch nicht. Davon bin ich überzeugt. Außerdem ist der Alte nur eine halbe Portion.«

»Der anscheinend einiges weiß«, bemerkte Marco. »Ich traue ihm weniger als diesem Ausländer, wobei ich mich frage, was den blonden Typ überhaupt in die Gegend getrieben hat.«

»Der hat den Alten besucht.«

»Nur so?« fragte Marco.

»Bist du davon überzeugt, daß da mehr dahintersteckt?«

Marco nickte. »Das kann man wohl sagen. Die beiden sind nicht von ungefähr gekommen. Wir sollten uns beeilen.«

»Das werden wir auch.«

Während des Gesprächs waren die Männer weitergegangen und hatten ihren Verkaufsstand auf dem Weihnachtsmarkt erreicht. Er lag am Rande des Platzes, die Verkaufsfläche war durch billigen Maschendraht eingefriedet worden.

Wenn keiner von ihnen Tannenbäume verkaufte, übernahm das ein weiterer Helfer. Es war ein Halbwüchsiger aus dem Dorf, der sich mit Begeisterung in die neue Aufgabe gestürzt hatte. Als die Brüder eintrafen, war er dabei, Bäume zu verkaufen. Er bemerkte die Männer nicht einmal. Erst als Marco ihm auf die Schulter klopfte, drehte er sich um. Vor Aufregung war sein Gesicht gerötet.

»Ich bin gut, Marco. Ich habe verkauft…«

»Toll, mein Junge. Willst du weitermachen?«

»Das ist eine Frage.«

Marco nickte. »Verkaufe weiter. Mein Bruder und ich haben noch zu tun.« Der Zigeuner schlug dem Jungen auf die Schulter.

»Danke, Marco, danke. Ich werde euch nicht enttäuschen, wirklich nicht. Auf keinen Fall.«

»Das hoffen wir.«

Die Brüder wußten, daß ihr Tarngeschäft in guten Händen lag.

Dennoch waren sie vorsichtig. Mit keinem Wort hatte Marco dem Helfer gegenüber erwähnt, wohin sich er und sein Bruder begeben wollten. Niemand sollte von ihrer eigentlichen Aufgabe etwas ahnen.

Und so gingen sie los, schlugen einen großen Bogen, damit sie auf dem Markt nicht mehr gesehen werden konnten. Von der entgegengesetzten Seite tauchten sie in den Wald ein. Der Lärm des Marktes blieb hinter ihnen zurück, und auch das letzte Glockenspiel verwehte.

Es war schon spät geworden. Je weiter der Tag fortschritt, um so kälter wurde es.

Mit Anbruch der Dämmerung erschienen zumeist die Abendwolken. Von den Bergen wurden sie herangetrieben. Sie waren prall gefüllt und brachten den Schnee mit. Auch an diesem Tag.

Stani blieb stehen. Er schaute zum dunkelgrauen Himmel. »Der Schnee bleibt liegen«, meinte er.

Marco lachte. »Stört es die Ghouls?« ragte er danach.

»Wohl kaum.«

»Na bitte.«

Sie gingen weiter. Das Laub auf dem Boden war hart gefroren. Es raschelte unter ihren Sohlen und knisterte sogar, wenn es zertreten wurde. Schweigend stapften die beiden Männer durch den Wald.

Ihre Gesichter zeigten einen verbissenen Ausdruck, die Lippen waren fest zusammengepreßt, und die Atemwolken waren zu sehen.

Der Wald umfing sie wie eine Insel des Schweigens. Lautlos rieselte der Schnee vom Himmel.

Als die beiden ihr Ziel erreicht hatten, lag auf den Schultern der Lederjacken ebenfalls eine weiße Schicht. Marco blieb nicht vor dem Eingang stehen, er ging einige Schritte zur Seite, wühlte sich durch kratziges Buschwerk und holte zwei lange Eisenstangen hervor, die dort versteckt gelegen hatten.

Es war klar, daß sie die Stangen als Hebel benutzen würden. Damit konnten sie es schon schaffen, die schwere Grabplatte zur Seite zu wuchten. Als Stani eine Stange entgegennahm, deutete er mit der freien Hand zu Boden. »Sieh dir das an, Marco.«

Der Bruder bückte sich. »Verdammt, das sind Spuren.«

»Genau.«

Marco kam wieder hoch. »Und von wem?« fragte er.

Stani grinste hinter seinen beiden zum V erhobenen Fingern. »Ich kann dir auch sagen, wer das gewesen ist. Der Alte und er Ausländer.«

»Dann wissen sie also Bescheid.«

Stani nickte. »Und wie, mein Lieber. Wir hätten sie doch ausschalten sollen.«

»Das können wir ja nachholen.«

»Ja, einer von uns stattet ihnen einen Besuch ab, der andere muß auf dem Markt bleiben. Wir wollen die Form fahren.«

»Du kannst gehen«, entschied Marco.

Stani sprach nicht dagegen. Statt dessen setzte er die Stange an der Breitseite der Steinplatte an. Marco tat das gleiche. Beide Männer hatten Handschuhe angezogen, sie bückten sich jetzt und benutzten die Stangen als Hebel.

Beide strengten sich so sehr an, daß die Adern auf ihren Stirnen hervortraten, und sie schafften es tatsächlich, die schwere Platte zu

bewegen. Bald stand die Platte aufrecht, gestützt von den Männern.
»Das ist gut!« keuchte Stani, »drück noch weiter.«
Gemeinsam schafften sie es schließlich, die schwere Platte zu kippen, so daß sie zur anderen Seite hinüberfiel und mit einem dumpfen Laut auf dem Boden landete.
Dort blieb sie liegen.
Beide atmeten schwer, wischten sich den Schweiß von der Stirn und schauten schräg nach unten, wo sich eine Öffnung im Boden auf getan hatte.
Aus diesem Loch wehte es ihnen entgegen.
Ein widerlicher, ekelerregender Leichengeruch, der bei einem normalen Menschen den Brechreiz in die Höhe getrieben hätte. Nicht so bei den zwei Zigeunern. Sie empfanden den Verwesungsgeruch als angenehm. Sie bückten sich sogar, schauten in die Graböffnung hinein und riefen in das Dunkel.
»Es ist alles bereit. Ihr könnt kommen…«
Eine Antwort bekamen sie nicht sofort. Dennoch warteten sie einige Sekunden in atemloser Spannung ab, und sie hatten auch Glück, denn es kam eine Erwiderung.
Ein widerliches Schlürfen und Schmatzen wehte ihnen entgegen.
Es drang zusammen mit dem Gestank aus der Finsternis des unterirdischen Grabes hervor und bewies ihnen, daß die dort hausenden Nachzehrer nur auf diese Befreiung gewartet hatten.
»Wir können gehen«, sagte Marco. Er hatte die Handschuhe ausgezogen und rieb seine schwieligen Hände. »Das wird ein Spaß!« flüsterte er. »Ein verdammter Spaß, und endlich können wir eine Rache erfüllt haben…«
Sein Gelächter hallte durch den kahlen Wald…

***

Ich erwartete, daß der andere die Beine anziehen würde, um mich wegzustemmen, das geschah nicht. Regungslos blieb er unter mir liegen, und ich spürte, wie der Schnee auf meinen Hinterkopf rieselte.
Weshalb tat er nichts?
Die Antwort lag auf der Hand, doch ich war einfach noch nicht fähig, sie gedanklich zu formulieren. Nur aus dem Wohnwagen vernahm ich dumpfe, stöhnende Geräusche. So machte sich Marek bemerkbar. Vielleicht konnte er von seinem Platz auch durch die offene Tür sehen, was sich vor dem Wagen ereignet hatte.
Auch als ich weiterhin auf diesem Kerl liegenblieb, rührte er sich nicht, und mir wurde allmählich klar, daß er dies nicht konnte. Ich hatte ihn zu hart erwischt.
Zwar hatte mir der Zufall sehr dabei geholfen, aber durch den plötzlichen Aufprall mußte der Kerl bewußtlos geworden sein. Er

hatte meine Stirn gegen die Nase bekommen und war zusätzlich noch mit dem Hinterkopf aufgeschlagen.

Das vertrug kaum jemand.

Wäre nicht der Knebel gewesen, hätte ich lachen können, so war mir zumute. Statt dessen bekam ich Schwierigkeiten mit der Atmung und wurde von Würgekrämpfen gequält.

Wie sollte es weitergehen?

Liegenbleiben konnte ich nicht. Stani würde irgendwann wieder erwachen und erkennen, daß ich nach wie vor wehrlos war, falls nicht jemand kam und mich befreite.

Die Chancen standen nicht sehr günstig. Der Wohnwagen parkte an einer ziemlich einsamen Stelle. Die beiden hatten schon gewußt, weshalb, denn der Trubel spielte sich entfernt ab.

Was tun?

Ich rollte mich von dem Bewußtlosen herunter und blieb auf dem Rücken liegen.

Der Schnee peitschte mir ins Gesicht. Auch die Erde hatte bereits einen weißen Schimmer bekommen. Wenn es die Nacht über schneite, würde der kleine Ort Hacea bald im Schnee versinken.

Es gab eigentlich nur eine Chance. Ich mußte auf die Beine kommen und dorthin hüpfen, wo mehr Betrieb war und man mir die Fesseln sowie den Knebel abnehmen konnte.

Dazu kam es zum Glück nicht mehr. Ich hörte die Schritte und das lustige Pfeifen der Person, die sich dem Wohnwagen näherte.

Das Pfeifen wurde lauter, bevor es plötzlich abbrach.

Dann vernahm ich einen rumänischen Fluch, dessen Sinn ich nicht verstand. Ich rechnete damit, daß man mich entdeckt hatte.

Hastige Schritte näherten sich mir, ein Schatten fiel über mich, einen Moment später schaute ich in das bärtige Gesicht eines Mannes, dessen größter Teil des Kopfes von einer Kapuze verdeckt war.

Der Mann zog seine Handschuhe aus, drehte meinen Kopf zur Seite und sah den Knebelknoten. Er behandelte mich nicht gerade sanft, das war egal. Hauptsache, ich kam endlich frei.

Himmel, war das ein Gefühl, die klare Winterluft einzuatmen. Ich wollte eigentlich etwas sagen, das schaffte ich nicht, die Kehle war noch wie zugeklemmt. So saugte ich die Luft ein und spürte gleichzeitig den Schwindel, der mich erfaßte, wobei vor meinen Augen die Welt anfing, sich zu drehen.

Während ich noch atmete, beschäftigte sich mein Helfer bereits mit dem Draht an den Fußgelenken. Er kommentierte seine Aktion.

Ich verstand nicht, was er sagte, und war nur froh, als das Blut wieder durch die Adern schoß. Meine Beine waren frei!

An meiner Haltung erkannte der Mann, daß auch auf dem Rücken die Hände zusammengebunden waren. Wieder handelte er sehr

entschlossen, drehte mich herum und begann damit, den Draht zu lösen, der meine Handgelenke umschnürt hielt.

Auch das schaffte er innerhalb kürzester Zeit, und mir gelang es inzwischen, die ersten Worte zu sprechen.

»Im Wagen!« keuchte ich. »Ein alter Mann…«

Der andere schaute in mein Gesicht, sah den besorgten Ausdruck, nickte und polterte die Stufen hoch.

Ich setzte mich hin. Noch immer war ich ziemlich down und massierte meine schmerzenden Handgelenke. Aber ich war befreit worden, und nur das zählte.

Um auf die Beine zu kommen, mußte ich ein Stück vorrücken, denn ich brauchte eine Stütze. Dazu diente eine Treppenstufe. Auf sie legte ich meine flache Hand und drückte mich langsam in die Höhe.

Dann stand ich auf.

Wie ein Kleinkind kam ich mir vor, das noch das Laufen lernen muß. Ich spürte kaum, daß ich einen Schritt ging, zu sehr schmerzten noch meine Fußgelenke. Dort würde die Haut sicherlich bald stark anschwellen. Als ich daran und an den heimtückischen Überfall dachte, überkam mich die Wut. Den beiden Kerlen würde ich es heimzahlen.

Aus dem Wagen vernahm ich Stimmen. Marek war ebenfalls erlöst worden und redete mit seinem Retter. Ich kroch förmlich die Stufen hoch, betrat den Wohnwagen und ließ mich auf einen Stuhl fallen. Dort blieb ich erst einmal sitzen, wobei ich in Mareks Richtung sehen konnte.

Er konnte schon wieder reden. Stammelnd drangen Worte aus seinem Mund, unterbrochen von keuchenden Atemzügen. Unser Helfer war dabei, auch ihm den Draht an den Armgelenken zu lösen.

»John, das war ein Glück!« hörte ich ihn stöhnen. »Verdammt, das war Glück. Die hätten uns fertiggemacht.«

Er brauchte nicht weiter zu sprechen. Ich gab ihm auch keine Antwort und nickte nur. Solange, bis der Helfer ihn befreit hatte, wartete ich ab. Bevor die Fragen kamen, gab ich eine Erklärung, die ich mir zurechtgelegt hatte.

Ich sprach von einem Überfall, den die beiden verübt hatten, wurde von dem anderen darauf hingewiesen, daß die Miliz eingeschaltet werden mußte und versprach, dies auch zu tun.

Das war dem Helfer sehr recht, denn er schaute auf seine Uhr, weil er noch zu tun hatte.

»Wie heißen Sie eigentlich?« wollte ich wissen.

»Karl Koppec.«

Ich kannte den Namen nicht, dafür Marek. »Sie sind der Mann von Helga?«

»Ja.«

»Ihre Frau kenne ich. Sie hat mit mir gesprochen, und ich warnte sie vor gewissen Dingen.«

Koppecs Gesicht nahm einen staunenden Ausdruck an. »Dann sind Sie also derjenige!« flüsterte er. »Das habe ich nicht gewußt, aber meine Frau nahm die Worte sehr ernst.«

»Das sollte sie auch.«

Koppec hob die Schultern. »Ich weiß nicht so recht. Ich kann einfach daran nicht glauben, obwohl…«, er hob die Schultern.

»Wenn ich daran denke, was Ihnen hier passiert ist…«

»Es hängt alles zusammen«, sagte Marek. »Alles…«

»Soll ich nicht doch die Miliz…«

»Nein, das werden wir erledigen«, erklärte Marek. »Mein Freund und ich bringen das in Ordnung. Wir sehen uns noch auf dem Markt. Vielleicht trinken wir auch einen Schluck zusammen.«

»Ja, gern.« Koppec schaute auf seine Uhr. »Wenn Sie mich dann entschuldigen wollen, ich habe es eilig. Ich habe sowieso den Weg hier nur als Abkürzung genommen, weil ich aus unserem Zimmer im Dorf noch etwas holen wollte.«

»Das war unser Glück«, bemerkte ich und bedankte mich noch einmal für die Rettung.

Karl Koppec wurde ein wenig verlegen. »Das war selbstverständlich«, meinte er. »Wirklich, Sie brauchen sich darüber keine Gedanken zu machen. Ich tat nur meine Pflicht.« Nach diesen Worten verließ er den Wagen, und wir hörten seine Schritte draußen verklingen.

Ich schaute Marek an, er mich.

»John, wir haben Glück gehabt, verdammtes Glück. Wäre Koppec nicht gekommen…«

Ich winkte ab. »Okay, bleib du hier. Ich hole den anderen her.«

»Und dann?«

»Wirst du schon sehen.«

Als ich aufstand, mußte ich wieder den Schwindel überwinden.

Zudem begann in meinem Kopf wieder das Tuckern, aber ich konnte mich schon besser bewegen, als noch vor einigen Minuten. Längst nicht mehr so steif schritt ich nach draußen. Der Schnee und die kalte Luft taten mir gut.

Auf dem Rücken des Mannes lag eine weiße Schicht. Seine Haltung hatte sich nicht verändert. Mit dem Gesicht lag er auf dem Boden und rührte sich nicht. Ich griff in seine Achselhöhlen und zog ihn in die Höhe. Seine Füße schleiften über den Boden, und in dieser Haltung zog ich ihn auch die Treppe hoch, wobei ein Bein ständig gegen eine Stufenkante schlug und mich dieser Rhythmus begleitete.

Im Wohnwagen ließ ich ihn zu Boden sinken. Von Marek wurde ich dabei beobachtet.

»Und jetzt?«

Ich holte ein paarmal tief Luft, denn die letzte Tat hatte mich angestrengt. An Marek vorbei zog ich ihn, bis ich die Nähe des Ofens erreicht hatte.

Er glühte nur mehr schwach. Ich hatte längst erkannt, daß er auf vier gebogenen Stahlbeinen stand. Um eines der Beine herum paßte genau ein Ring der Handschellen.

Es war für mich Routinearbeit, als ich den Kerl an den Ofen fesselte.

Ich hörte auch Mareks hustendes Lachen, als er sagte: »Gut hast du das gemacht, John. Wenn er jetzt freikommen will, muß er den ganzen Ofen mitnehmen. Und das wird er kaum schaffen.«

Da hatte Marek recht. Genau von dieser Voraussetzung war ich auch ausgegangen.

Endlich kam ich dazu, mich um meinen rumänischen Freund zu kümmern. Ich nahm ihm gegenüber Platz und schaute ihn an. »Wie geht es dir, Partner?«

»Nicht gut.«

»Willst du hierbleiben?«

Marek schaute mich an, als hätte ich ihm ein unsittliches Angebot unterbreitet. »Bist du wahnsinnig, John? Jetzt, wo es zur Sache geht, soll ich kneifen? Nein, so gut geht es mir immer noch, das kann ich dir sagen. Ich werde dich begleiten, und wenn ich dabei meinen Kopf unter dem Arm tragen muß.«

»Einverstanden. Dann wisch dir aber zuvor das Blut aus dem Gesicht.«

»Klar.«

Während Marek mit einem Taschentuch die rote Flüssigkeit abtupfte, begann er zu berichten. Er war erst nach mir bewußtlos geworden und hatte die Worte des Zigeuners nicht vergessen.

***

»Die Waffen haben sie uns nicht genommen«, flüsterte er, »aber wir müssen uns trotzdem beeilen. Sie haben vor, sich mit den Nachzehrern in Verbindung zu setzen. Wahrscheinlich werden sie sogar diese Typen befreien wollen.«

»Haben sie gesagt, wie das vor sich gehen soll?«

»Nein, aber ich nehme an, daß sie den gleichen Weg gehen werden, den auch wir kennen.«

»Gut, dann dürfen wir wirklich keine Zeit mehr verlieren. Draußen ist es dunkel geworden, zudem schneit es. Ein ideales Weihnachtswetter, auch für Nachzehrer hervorragend.«

»Du sagst es, John.« Marek streckte mir einen Arm entgegen. Ich half ihm hoch.

Dicht vor mir blieb er stehen. Hart schaute er mich an. »Doch zuvor, John, holen wir uns den Kerl mit dem Messer. Ich verspreche dir, der

wird keine Tannenbäume mehr verkaufen…«

***

Das Grab war frei!

Die Nachzehrer hielten sich zurück. Noch wollten sie achtgeben, ob nicht ein Feind in der Nähe lauerte, und sie blieben im unterirdischen Labyrinth des unheimlichen Friedhofs.

Draußen im Wald tat sich nichts. Niemand war da, der sie störte, kein fremdes Geräusch drang durch den Eingang. Es war die berühmte Ruhe vor dem Sturm.

Dann verließen sie ihre Gräber.

Seltsame Geräusche erfüllten den unterirdischen Friedhof.

Kratzen und Schaben. Dazwischen war ein widerliches Schlürfen zu hören, als würde dicker Sirup von einem gewaltigen Maul geschluckt. Auch das so typische Kratzen erklang, dann ein Stöhnen und Klatschen, als wären die Gestalten dabei, sich gegenseitig umzubringen.

Das stimmte nicht. Jeder von ihnen wollte nur so rasch wie möglich den Eingang erreichen, weil die Zeit ihrer Gefangenschaft einfach zu lange gedauert hatte.

Der erste Nachzehrer kam.

Aus der dunklen Öffnung erschien ein langer, schleimiger Arm, der eine ebenfalls schleimige Kralle besaß, die versuchte, sich in die Erde zu bohren. Die Finger durchbrachen das Laub, ertasteten den freien, nicht gefrorenen Boden, krallten sich fest, und so gelang es dem ersten Nachzehrer, ins Freie zu klettern.

Es war Zirka, der Anführer.

Aus dem immer dichter rieselnden Schnee schälte sich hinter dem Arm ein Gesicht hervor. Noch sah es so aus, wie von einem leichten Vorhang umgeben, je weiter Zirka das Grab verließ, um so deutlicher wurde das Gesicht.

Eine furchtbare Fratze!

Kaum zu beschreiben, denn die Proportionen waren verschoben.

Aufgedunsen die Haut, die an manchen Stellen mit dicken Schleimtropfen versehen war. Glotzende Augen, die von einer im Kopf lauernden Kraft nach vorn gedrückt worden waren.

Um die Länge eines Fingers waren sie aus den Höhlen gedrungen und wirkten wie hellgraue Kugeln, in deren Mitte die Pupillen als weiße Flecken standen.

Die Gestalt war sehr groß. Besonders fielen die breiten, knochig wirkenden Schultern auf, die langen, gorillaähnlichen Greifarme und die schräg stehenden Füße, die an die eines Menschen erinnerten, der Schwimmflossen trug.

Das Bild des Grauens, voller Ekel und Widerwärtigkeit.

Zirka hatte die Gruft verlassen. Er richtete sich auf, und seine Größe überragte den Wuchs eines normalen Menschen.

Schnuppernd bewegte er seinen häßlichen Schädel. Er drehte ihn von einer Seite auf die andere, die Glotzaugen schauten in den Wald, der von einem dichten Schneevorhang durchzogen wurde, und der scheußliche Geruch, den der Nachzehrer wie ein Ghoul verströmte, wehte ihm ein Stück voraus.

Er ging weiter.

Nach wenigen Schritten blieb er stehen und drehte sich wieder um. Sein Blick fiel auf die Graböffnung, die mit zahlreichen, widerlichen Gesichtern angefüllt war.

Schreckliche Fratzen, zwar verschieden, im Prinzip jedoch gleich.

Sie starrten auf ihren Anführer, der seine Hand ruckartig bewegte und ihnen somit ein Zeichen gab.

Sie kamen.

Es geschah lautlos, wie sie sich aus der Öffnung schoben. Unter ihren Körpern hatte sich ein Schmierfilm gebildet, der dafür sorgte, daß sich die schlimmen Geschöpfe so relativ leicht bewegen konnten.

Fünf waren es, die den unterirdischen Friedhof nach ihrem Anführer verlassen hatten.

Sie gruppierten sich um Zirka, waren alle kleiner als er, zudem hatte er noch den Kopf erhoben und ihn in die Richtung gedreht, in der der Weihnachtsmarkt lag.

Weihnachtsglocken bimmelten, hinzu kamen die Stimmen der Besucher. Auch von dem so typischen Weihnachtsmarktduft bekamen sie noch etwas mit.

Er war allerdings nur schwach wahrzunehmen, denn der Leichengestank überdeckte alles.

Zirka hob einen Arm und streckte einen schleimigen Finger aus.

Er deutete in Richtung Markt. Dort waren die Menschen, da bewegten sich die ahnungslosen Opfer.

Die fünf anderen Nachzehrer hatten das Zeichen verstanden. In breiter Front bewegten sie sich auf ihr Ziel zu…

***

Marco war wieder an den Verkaufsstand zurückgekehrt, hatte sich in eine Ecke gestellt und eine Flasche mit Selbstgebranntem Schnaps aus der Jackentasche geholt. Die ersten Schlucke hatte er bereits genommen und auch die Wärme gespürt, die sich in seinem Magen allmählich wohlig ausbreitete und ihm ein gutes Gefühl gab. Bisher hatte alles zu seiner Zufriedenheit geklappt. Marco sah keinen Grund dafür, daß es auch in Zukunft nicht so weiterlaufen sollte.

Was er dazu beitragen konnte, würde er schon machen. Um den Verkauf brauchte er sich nicht zu kümmern, das besorgte der Helfer,

der bereits ein Drittel der vorhandenen Bäume an den Mann oder die Frau gebracht hatte.

Im Moment war kein Kunde da, und der Junge kam auf Marco zu.

Er rieb seine klammen Hände und hauchte hinein. Über sein Gesicht lief ein Grinsen. Die Pudelmütze zeigte eine Schneehaube.

»Willst du auch einen Schluck?« fragte Marco.

»Danke, gern.« Der Junge nahm Marco die Flasche aus der Hand und trank kräftig. Trotz seiner vierzehn Jahre war er es schon gewohnt, Schnaps zu trinken. Er hustete auch nicht und reichte Marco souverän die Flasche zurück.

»Es läuft«, sagte er.

Marco grinste. »Gut.« Er griff in die Tasche und holte einen größeren Geldschein hervor. »Der ist für dich.«

Der Junge starrte beinahe andächtig auf das Papier. Er wollte es kaum glauben. »So viel?«

»Der Schein hat noch Junge«, erklärte Marco. »Sieh mal zu, daß du heute noch einmal soviel verkaufst.«

»Das schaffe ich schon.«

»Ich würde es dir wünschen.«

Neue Kunden erschienen. Der Junge entdeckte sie, ging auf das Ehepaar zu und erkundigte sich nach ihren Wünschen.

Marco drehte sich ab. Er wollte mit dem Verkauf nichts zu tun haben und ärgerte sich, daß sein Bruder noch nicht zurückgekehrt war. Die beiden zu bedienen, konnte doch nicht so lange dauern, und allmählich wurde der Mann unruhig.

Marco wurde nervös…

Er leckte ein paarmal über seine Lippen. Ein Zeichen, wie sehr er sich in der Klemme fühlte. Er blieb auch nicht mehr auf seinem Platz stehen, ging zum Eingang des abgesteckten Areals und schaute dorthin, wo ein schmaler Weg zu den Wohnwagen führte.

Die dünnen, wirbelnden, tanzenden Flocken nahmen ihm einen Großteil der Sicht. Wenn jemand kam, würde er ihn nur im letzten Augenblick erkennen können, und es sah nicht so aus, als hätte sein Bruder den Wohnwagen verlassen.

Noch einmal dachte Marco über die den Typen nach. Der Alte und der Blonde waren so gut gefesselt, daß es ihnen unmöglich sein mußte, sich aus eigener Kraft zu befreien. Schreien konnten sie nicht, in den Wohnwagen ging auch kein Fremder, so war es für Marco ein Rätsel, daß sein Bruder noch immer nicht zurückgekehrt war.

Er mußte den Weg freimachen, weil das Ehepaar mit einem gekauften Tannbaum abzog. Dann kam der Helfer.

»Was ist denn?« fragte Marco unwirsch.

»Ich müßte mal zum Klo.«

»Ja, geh.«

»Okay, in zehn Minuten bin ich wieder da. Dann geht es weiter.«

Er grinste Optimistisch und verschwand.

Marco blieb zurück. Allmählich spürte die Kälte. Er ging einige Schritte zur Seite auf dem Schneeboden herum.

Er mochte den Schnee nicht. In diesem Fall aber kam er seinen Plänen zugute, der Schnee verdeckte sehr viel, und er würde auch den in seinem Schutz heranschleichenden Nachzehrern Deckung geben.

Marco zündete sich eine Zigarette an. Er nahm sich fest vor, wenn er die Zigarette aufgeraucht hatte und sein Helfer wieder zurückgekommen war, im Wohnwagen nachzuschauen.

Dort konnte es einfach nicht mit rechten Dingen zugehen. Jetzt ärgerte er sich, daß er den Jungen hatte gehenlassen.

Marco deckte seinen Glimmstengel nicht weit mit der Hand ab und hörte das Zischen, als Schneeflocken zischend die Glut auslöschten.

Er warf die Kippe weg, drehte sich dabei um und sah die beiden Männer vor sich stehen.

***

Die Besucher waren Marek und ich!

Es war uns gelungen, von Marco unbemerkt, das Gelände zu betreten und von ihm erst im allerletzten Moment entdeckt zu werden.

Ich fühlte mich wieder einigermaßen passabel, zwar war da noch der Druck im Kopf, aber der ließ sich ertragen.

Frantisek Marek hatte da mehr Schwierigkeiten, doch er biß die Zähne zusammen. Nicht ein Wort der Klage kam über seine Lippen.

Wir aber standen ihm gegenüber, und Marco mußte den Schreck seines Lebens bekommen haben, wenn ich seinem Gesichtsausdruck Glauben schenken wollte.

Wahrscheinlich rechnete er damit, lebende Tote vor sich zu sehen, anders konnte ich den Ausdruck nicht deuten.

Wir standen da und schauten ihn an.

Ich bewegte mich zuerst. Den rechten Arm drückte ich zur Seite.

Das Zeichen galt Marek. Er verstand es auch und blieb zurück, während ich langsam vorschritt.

Unter meinen Sohlen knirschte der Schnee. Von rechts her kam der Wind und wehte mir zahlreiche Flocken ins Gesicht.

Ich ging vor, und Marco, der sich noch immer nicht gefangen hatte, bewegte sich zurück. Im selben Tempo wie ich, so daß die Distanz zwischen uns unverändert blieb. Weit konnte er nicht zurück. Das Grundstück war bald zu Ende.

Er sagte kein Wort. Die Schneeflocken auf seinem bleichen Gesicht schmolzen weg. Der Mund stand offen, unter seinen Sohlen knirschte ebenfalls der Schnee. Sehr bald schon würde er mit dem Rücken gegen die Tannenbäume stoßen, und dann war es vorbei.

Noch zwei Schritte.
Er merkte kaum, daß die Zweige bereits in seinen Rücken stachen.
Erst als das Hindernis zu stark wurde, drehte er sich um. Bei dieser Bewegung schnellten die gebogenen Zweige zurück.
»Und jetzt?« fragte ich.
Er gab mir keine Antwort. Dafür hörte ich Marek näherkommen.
Hinter mir blieb er stehen.
»Ich will etwas von dir wissen!«
Marco schüttelte den Kopf. Allmählich überwand er seine Überraschung, das sah ich ihm deutlich an.
»Wo ist Stani?« Die erste flüsternde Frage drang mir entgegen.
»Im Wagen«, erwiderte ich.
»Tot?«
»Nein, er lebt noch. Ich habe ihn festgebunden. Von allein wird er nicht freikommen.«
»Aber ihr habt es geschafft.«
»Sicher…«
»Und wie?«
Wieder lächelte ich kalt. »Es war gar nicht so schwer«, untertrieb ich. »Es gibt einfach gewisse Tricks, die muß man kennen, dann kann man jede Fessel lösen. Stani kennt sie nicht.«
Meine Sicherheit erschütterte ihn. Er senkte den Kopf, schüttelte ihn und drehte sich dabei ab.
»Kommen wir zu deinen Freunden, den Nachzehrern«, erklärte ich. »Gern möchte ich von dir wissen, wie alles entstanden ist. Wie kann es möglich sein, daß die Nachzehrer…«
Er lachte und zog sein Messer.
Zuerst sah ich es nicht, bis die Klinge plötzlich aus dem Heft und gleichzeitig aus seiner Faust schoß, so daß ich auf den langen, gefährlich blitzenden Stahl schaute.
Marco griff sofort an. Er ließ mir überhaupt keine Zeit mehr und wollte die Klinge in meinen Leib stoßen.
Doch er hatte Pech. Der Schnee machte ihm einen Strich durch die Rechnung. Auch wenn die Unterlage nicht aus Glatteis bestand, so war sie doch rutschig, und er hatte große Mühe, sich überhaupt vorwuchten zu können.
Der Stoß fehlte. Ich hatte meinen Oberkörper nur mehr ein wenig zur Seite zu biegen brauchen, um dem Stahl zu entgehen. Aber Marco war gewandt, seine Hand zuckte sofort wieder zurück, und mein Tritt verpuffte ins Leere. Dafür rutschte ich mit dem Standbein weg.
Mir erging es nicht so gut wie Marco, ich verlor das Gleichgewicht und fiel auf den Rücken. Hinter mir hörte ich Marek reden. Ich wußte nicht, mit wem er sprach, es konnten Kunden sein, aber das mußte mir in diesen Augenblicken egal sein, da der Messerstecher meine

volle Konzentration erforderte.

Er triumphierte. Sein Maul hatte er aufgerissen, als ein Schrei über seine Lippen drang und er sich auf mich stürzte. Er hatte den Arm hochgerissen, die Hand raste nach unten, und auch seinen Oberkörper warf er dabei vor.

Ich zog im gleichen Moment die Beine an, ließ sie auch wieder vorschnellen, aber ich war noch zu langsam. Er fiel schwer auf mich und wollte seinen rechten Arm nach unten stoßen.

Meiner fuhr ihm entgegen.

Diesmal war ich schneller. Bevor die Spitze der langen Klinge auch nur meine Haut ritzen konnte, gelang es mir, sein Gelenk zu umklammern und es herumzudrehen.

Gleichzeitig wuchtete ich seinen Körper nach rechts, so daß er zur Seite kippte, in den Schnee fiel, ich gleichzeitig meinen Unterkörper drehte und es mir gelang, meine Beine auf den anderen zu pressen.

Ich drückte ihm die Knie in den Magen, während ich weiterhin das Messergelenk festhielt und auch seinen Arm auf die Seite wuchtete, so daß die Hand im Schnee zu liegen kam.

Aufgeben wollte ich nicht.

Wenn ein Mensch kämpfen konnte wie ein kleines Raubtier, traf das bei Marco zu. Er besaß eine so große Geschmeidigkeit, daß es mir nicht gelang, ihn festzuhalten. Er glitt unter meinem Körper hinweg und rutschte zur Seite.

Noch hielt ich sein rechtes Gelenk umklammert. Lange würde das nicht gutgehen, ich spürte schon, wie seine ruckartigen Bewegungen immer heftiger wurden. Er keuchte und spie mir ins Gesicht, während um uns herum der Schnee zu kleinen Wolken hochstob.

Urplötzlich ließ ich ihn los, rollte mich sofort zur Seite und kam wieder hoch.

Leider auch Marco, und er warf sich mit dem Messer in der Hand vor, wobei ein Arm sehr lang wurde.

Ich trat blitzschnell in den Schnee und hatte Glück, daß die Ladung über seinen Messerarm hinweggeschleudert wurde und sein Gesicht traf, so daß er blind wurde.

Das hatte ich erreichen wollen.

Vielleicht ahnte er mich, erkennen konnte er mich mit seinen verklebten Augen nicht. Er fuchtelte zwar noch mit einem gefährlichen Messer herum, aber ich konnte der Klinge leicht ausweichen. Mein knallhart angesetzter Hieb trieb ihn zurück, bis in die aufgestellten Tannenbäume hinein, wo er gegenfiel und dort zusammenbrach.

Die Zweige schlugen über ihm zusammen.

Bewußtlos war er nicht, dafür schwer angeschlagen. Er kroch zwischen den Zweigen hervor, der Schnee in seinen Augen schmolz

allmählich, und er hatte die messerlose Hand gehoben, um die Flüssigkeit aus seinen Augen zu reiben.

Somit hatte er es mir leicht gemacht. Mit einer raschen Bewegung entwand ich ihm das Messer, ließ die Klinge in den Griff zurückschnappen und steckte die Waffe weg.

Dann riß ich ihn hoch. Den Arm drehte ich ihm auf den Rücken, nahm ihn in den Polizeigriff, wuchtete ihn herum und wieder gegen die Tannen, wobei ich ihn mit meiner freien Hand blitzschnell abklopfte.

Ich fand weder ein zweites Messer noch ein Schießeisen. Jetzt erst ließ ich Marco los und baute mich einen Schritt von ihm entfernt auf. Dabei zeigte ich ihm die Beretta.

Die Geste verstand er, denn er zuckte zusammen, als er das dunkle, kleine Loch sah.

»Alles klar?« fragte ich ihn.

Er nickte.

Wir beide hatten uns auf dem Boden umhergewälzt und sahen aus wie die Schneemänner. Ich spürte die Anstrengung des Kampfes und atmete schwerer als sonst.

Frantisek Marek kam. »Ich habe die Kunden weggeschickt und auch einen Halbwüchsigen, der hier angeblich verkauft.«

»Und?«

»Sie haben natürlich etwas mitbekommen, aber ich konnte sie noch beruhigen. Hoffentlich holen sie nicht die Miliz, dann werden wir zunächst einmal vernommen und verlieren Zeit.«

Das wäre mehr als schlecht gewesen. So blieb uns Marco und das, was er uns zu sagen hatte. Ich hoffte stark, daß es eine ganze Menge sein würde.

Ich nahm den Gesprächsfaden dort wieder auf, wo ich abgebrochen hatte. »Wie gesagt«, erklärte ich ihm. »Deinem Partner geht es den Umständen entsprechend. Er hat uns schon einiges verraten«, bluffte ich. »Da war die Sache mit der Steinplatte. Ihr habt den Friedhof geöffnet und ihn wieder verschlossen.«

Marco stierte mich an. In den Augenbrauen hingen noch ein paar Schneereste, die allmählich wegtauten und als Tropfen an seinen Wangen entlangrannen. Mit der Hand wischte er sie weg. »Ja«, bestätigte er mich. »Wir haben dafür gesorgt, daß unsere Sippe freikommt. Zirka wird sich rächen, ich schwöre es euch.«

»Dann kommt er also frei?«

Marco lachte schrill. »Freikommen?« höhnte er. »Nein, er ist schon frei. Wir haben dafür gesorgt und die Platte zur Seite gewuchtet. Wir, seine Erben.«

Obwohl ich damit gerechnet hatte, wurde mir doch flau in der Brust. Auch Marek reagierte ähnlich. Sein Fluch deutete Enttäuschung an.

»Ihr könnt sie nicht stoppen!« flüsterte Marco. »Ihr nicht und auch die anderen nicht. Die Nachzehrer werden über diesen Ort herfallen wie Heuschrecken, und sie werden alles vernichten, was sich ihnen in den Weg stellt.«

Mit einer schroffen Handbewegung unterbrach ich den anderen, der auch sofort schwieg und mich statt dessen lauernd anpeilte.

»Du«, sagte ich. »wirst uns jedenfalls keine Schwierigkeiten mehr machen, das kann ich dir versprechen. Du nicht, verfluchter Halunke.« Ich richtete die Waffe auf seinen Kopf und sah plötzlich die Angst in seinen Augen.

»Verdammt, du kannst mich doch nicht erschießen!« keuchte er.

»Das werde ich auch nicht. Marek, nimm du dich seiner an. Schaff ihn in den Wohnwagen und laß ihn dabei den Druck der Waffe spüren. Eine Handschelle gebe ich dir. Du kennst den Trick ja.«

»Und ob, John!«

Als Marek die Fessel von mir bekommen hatte, zog er seine Waffe. »Ich werde ihn im Wagen k.o. schlagen, sonst macht er mir noch Schwierigkeiten.« Hart packte Frantisek den wesentlich jüngeren Mann an und drehte ihn herum. Den Druck der Mündung spürte Marco einen Moment später an der Seite. »Und keine überflüssige Bewegung!«

Der andere schwieg.

Als Marek verschwand, warf er mir noch einen letzten Blick zu.

Hoffnung schwang darin. Die konnte ich auch gut brauchen, als ich abdrehte und den Stand mit den Tannenbäumen verließ.

Wohl war mir nicht.

Der Besuch dieses romantischen Weihnachtsmarktes würde für mich zu einem Horror-Gang werden…

***

Erst Minuten nach seinem Eintreffen hatte Karl Koppec die Zeit gefunden, sich um seine Frau Helga zu kümmern und mit ihr ein paar Worte zu wechseln.

Das Geschäft lief wider Erwarten prima. Den Leuten saß das Geld lockerer in der Tasche, als sie angenommen hatten, und so konnten sie Waren verkaufen wie selten.

Besonders gefragt waren die bunten Weihnachtssterne, die Karl aus dem Westen hatte einschmuggeln können.

»Die Leute sind wie verrückt danach«, sagte Helga und wärmte ihre durchgefrorenen Hände über der Platte des kleinen Kohleofens, der in einer Ecke des Standes seinen Platz gefunden hatte.

»Ja, das glaube ich.«

Helga war erstaunt. »Mehr sagst du nicht dazu?«

Ihr Mann schüttelte den Kopf und blickte an ihr vorbei auf die offene

Vorderfläche des Standes. Im Moment war kein Kunde da. Er sah die zahlreichen Besucher des Weihnachtsmarktes durch die Gasse gehen. Sie wirkten hinter dem Schneevorhang wie geisterhafte Wesen. Hinzu kam das bunte Licht der kleinen Lampen, das auch die Schneeflocken nicht verschonte und sie in ihrer unmittelbaren Nähe aussehen ließ wie vom Himmel fallendes Konfetti. Die Verkaufs-Atmosphäre stimmte. Mehrere Drehorgel-Männer spielten alte Weihnachtslieder. Sie stammten aus Deutschland wie die meisten der Kunden.

»Wenn die weiterhin so kaufen, sind die Sterne bald weg«, erklärte Helga. »Das hat sich herumgesprochen wie ein Lauffeuer.«

»Ja, ja, sicher.«

»Du hörst mir gar nicht zu.«

Karl schüttelte den Kopf. »Entschuldige, Helga, aber ich bin mit meinen Gedanken ganz woanders. Sicher hast du dich gewundert, daß ich so lange weggeblieben bin.«

Sie lachte. »Ist mir bei der Hektik überhaupt nicht aufgefallen.«

Er lächelte. »Schön, aber hör zu. Du hattest wohl doch recht.«

»Wie meinst du das?«

»Mit der Warnung dieses Mannes. Ich habe ihn nämlich getroffen und aus einer sehr schwierigen Lage befreit, wenn du verstehst…«

»Nein.«

»Dann gib acht.« In Stichworten und auch sehr hastig berichtete Karl Koppec, was ihm widerfahren war. Er schaute dabei nur in die staunenden Augen seiner Frau, die den Kopf schüttelte und nicht wußte, was sie noch erwidern oder kommentieren sollte.

»Ja und hast du nicht nachgefragt?«

»Nein, das habe ich vergessen. Ich wollte es auch nicht so genau wissen, aber wir müssen die Augen aufhalten.«

Die Frau lachte. »Nicht nur das, mein Lieber. Es reicht nicht, die Augen offenzuhalten. Es ist bereits zu spät. Sie sind da, das glaube ich ganz gewiß.«

»Wer?«

»Diese Wesen!« flüsterte die Frau. »Die so schmatzen und schlürfen und dich damit an den Rand des Wahnsinns bringen können. Ich finde, daß wir schon zu viel Zeit verloren haben.«

»Aber was hätten wir machen sollen?«

»Das weiß ich auch nicht!« hauchte Helga. »Wir müssen es eben so hinnehmen.«

»Wobei ich gewisse Hoffnungen auf den Mann setze, den ich befreit habe. Der sah mir ganz danach aus, als wüßte er Bescheid, und der wird sich auch um die Wesen kümmern. Zusammen mit dem Alten, dem ich ebenfalls einiges zutraue.«

»Und wir selbst?« fragte die Frau.

»Ich weiß es nicht. Wir warten ab.«

»Sollten wir die anderen nicht warnen?«
»Würden sie uns glauben?«
»Das ist eben die Frage.« Karl kratzte sich am Kopf, wollte etwas sagen, doch es traten neue Kunden an den Stand. Zwei Kinder waren dabei, von denen einer hochgehoben werden mußte, um all den Glitter- und Flimmerkram sehen zu können.
Sterne, Engel, Christbaumschmuck, bunte und silberne Kugeln, daneben Lametta, auch in Gold, große Schleifen und kleine hölzerne Artikel, die man an den Baum hängen konnte. Vom kleinen Schlitten bis zum Nußknacker und Engel aus Holz.
Der hochgehobene kleine Junge wollte den Stern. Er bekam ihn auch. Helga bediente die Familie mit sehr freundlichen Worten und wartete, bis die gegangen war.
»Du mußt einen neuen Karton holen. Ich habe noch drei Sterne. Das ist zu wenig.«
»Gut, mach ich.«
Der Verkaufsstand teilte sich in zwei Hälften. In der hinteren befand sich das Lager. Es besaß ein Fenster und auch Strom. Die Energie spendete ein kleiner Generator, den sich Karl Koppec im letzten Jahr billig besorgt und der seine Pflicht bisher zur vollsten Zufriedenheit erledigt hatte.
Das Licht war nur schwach. Karl hörte das beruhigende Summen des Generators und schaute sich um. Er war jetzt froh, den Lagerraum noch vor der Eröffnung des Marktes so gut aufgeräumt zu haben, so daß er jedes Teil sehr schnell finden konnte.
Der Karton mit den Sternen stand rechts neben dem Fenster. Es schloß nicht ganz dicht. Durch die Ritzen zog es immer.
Um besser sehen zu können, hatte Karl seine Brille aufgesetzt. Er zerrte den Karton hervor, wollte sich umdrehen und den Lagerraum verlassen, als er stutzte.
Ein Geräusch war ihm aufgefallen. Zuerst glaubte er, es dicht in seiner Nähe vernommen zu haben. Das stellte sich als Irrtum heraus. Nicht im Raum war es entstanden, sondern außerhalb.
Das Fenster wies zur Rückseite hin. Bei Tageslicht konnte man den Waldrand sehen. Falls etwas zu erkennen war, dann eben nur durch die Scheibe. Karl stellte den Karton wieder an seinen Platz und wandte sich dem Fenster zu.
Zunächst entdeckte er nur den aus dichten Wolken fallenden Schneevorhang. In diesem Wirrwarr wurde jede Gestalt zur Kontur, und auch den Verursacher des Geräusches bekam Karl Koppec nicht zu sehen.
Hatte er sich doch getäuscht?
Nein, da war es wieder. Diesmal sehr nahe, wahrscheinlich dicht an der Hauswand, und er vernahm das widerliche Schlürfen und

Schmatzen. Laute, von denen auch seine Frau schon gesprochen hatte.

Das mußten sie sein!

Obwohl sich die Geschöpfe, von denen Karl sich noch keine Vorstellung machen konnte, draußen befanden, fürchtete er sich. Die Wand war dünn, die Fensterscheibe noch dünner. Für einen, der hineinwollte, ein Leichtes, das Glas und auch das Holz zu zertrümmern.

Er wollte weg, aber da war die Neugierde, die ihn zwang, stehenzubleiben und gegen das Fenster zu starren.

Groß war die Scheibe nicht. Schmutz bedeckte sie. Hinzu kam der hinter ihr wirbelnde Schnee, der die Sicht noch mehr verschlechterte, so daß die draußen lauernden Wesen höchstens schattenhaft zu erkennen waren.

Er sah sie trotzdem.

Und sie kamen.

Urplötzlich entdeckte er sie am Außenrand der Scheibe. Sie schoben sich dort in die Höhe, und Karl dachte über einen Vergleich nach. Zuerst glaubte er, dicke Gummiarme zu sehen, bis ihm klarwurde, daß die Arme breite Hände besaßen, die mit einer Schleimschicht überdeckt waren, denn als sich die Hände gegen die Scheibe preßten, blieben schmierige Rückstände zurück, die tropfenartig nach unten rannen.

Es blieb nicht bei dem einen Paar Hände. Ein nächstes erschien und noch eines.

Drei Paar…

Karl Koppec erlebte das Grauen. Die Hände blieben nie ruhig. Sie bewegten ich kreisförmig an der Scheibe, der Schmier blieb, verminderte die Sicht noch weiter, und dahinter sah Karl plötzlich die Gesichter der widerlichen Monstren, die wirkten wie dicke, klatschige Fratzen mit Resten von Sinnesorganen darin.

Es war fürchterlich. Die Angst wurde in seinem Innern hochgepeitscht. Augen preßten sich gegen das Glas, bekamen Druck und erinnerten an Pfannkuchen, die jemand aus einer schleimigen oder glasigen Masse backen wollte.

Ein widerliches Bild, das der Zuschauer geboten bekam, und Karl vernahm ach nach wie vor die ekligen Geräusche, die ihm bis unter die Haut drangen und an seinem Nervenkostüm zerrten.

Eigentlich hätte er fliehen müssen, aber er stand da und wartete ab. Das war ja verrückt.

Vier Hände zogen sich zurück. So langsam wie sie erschienen waren, drückten sie sich wieder nach unten, um aus seinem Sichtfeld zu verschwinden.

Zwei aber blieben.

Und die Fratze.

Sie befand sich zwischen den beiden blaurötlich schimmernden Armen und wurde gegen die Scheibe gedrückt, so daß aus diesem zerlaufenden Etwas zwei kalte Augen auf den Mann starrten.

Dessen Furcht steigerte sich weiter. Er wußte, was der andere wollte. In Karls Gedanken hinein vernahm er ein platzendes Geräusch, das entstand, als die Scheibe brach.

Nicht einmal ein Splittern, sondern nur dieses dumpfe Platzen, denn Scheibenreste blieben im Gesicht und in den Handflächen des Wesens stecken, während die größeren Splitter nach innen kippten und zu Boden fielen.

Karl ging zurück.

Den ersten Schritt, den zweiten. Dann stieß er mit den Hacken gegen den Karton. Er war zum Glück nicht so schwer, daß Karl gestolpert wäre, so schob er ihn nur weiter nach hinten.

Der Nachzehrer hatte freie Bahn. In wilder Vorfreude schlürfte er auf, drückte seinen Körper weiter vor, so daß dieser das Übergewicht bekam. Er streckte auch die Arme aus, um mit den Handflächen den Boden zu berühren.

Dort stützte er sich ab, während sich um die Flächen herum Schleimlachen verteilten.

Karl Koppec drehte sich. Er suchte nach einer Waffe, mit der er diesem Wesen entgegentreten konnte, leider fand er keine. Weder ein Messer noch eine lange Stange gerieten ihm in die Hände. Ihm fiel ein, daß er nur sein Taschenmesser besaß.

Das mußte reichen.

Karl war kein besonders mutiger Mensch. In diesen Augenblicken dachte er an seine Frau, die er schützen mußte, und auch an die zahlreichen Kunden auf dem Weihnachtsmarkt. Wenn dieses Wesen an schwache Kinder oder alte Menschen geriet, nicht auszudenken.

Er klappte das Messer auf.

Fast lächerlich kam er sich vor, und das Monstrum, das die kleine Waffe sicherlich gesehen haben mußte, traf ebenfalls keine Anstalten, seinen Gang zu stoppen.

Furcht zeigte es nicht.

Die hatte der Mann mit dem Messer. Er wußte plötzlich, daß er sich auf seine lächerliche Waffe nicht verlassen konnte. Die Klinge würde bei diesem Wesen den gleichen Erfolg zeigen wie ein angespitztes Streichholz. Doch er besaß nichts anderes.

Der Nachzehrer hatte es mittlerweile geschafft und das Fensterrechteck verlassen. Mit den Füßen stützte er sich ab, bewegte sein breites Maul und ließ wieder dieses widerliche Schmatzen hören, damit sein Opfer wußte, was ihm bevorstand.

So lange wollte Karl nicht warten. Er überwand sich selbst und stürzte dem Ghoul entgegen. Daß dabei ein wilder Schrei aus seinem

Mund drang, merkte er kaum. Er rammte die Waffe genau in den häßlichen Leib des Nachzehrers und spürte die Kälte des Körpers an seiner Faust.

Für einen Moment wurde der Körper schlaff, und Karl Koppec glaubte schon an einen Erfolg, als sich für ihn alles um einhundertachtzig Grad drehte, denn jetzt griff der Nachzehrer zu.

Er tat es blitzschnell.

Einen Arm hatte er vom Boden abgehoben. Hart schlug er ihn um die Hüfte des Mannes und drückte ihn zur Seite, dem schmutzigen Lagerboden entgegen.

Koppec prallte auf. Den Arm des anderen spürte er wie eine Klammer. Es gelang ihm noch, die Klinge aus dem Körper zu ziehen, da schleuderte bereits der zweite Arm heran, umschlang ihn und erwischte ihn ausgerechnet am Hals, wo er ihm die Luft abdrückte.

Für Karl Koppec war klar, daß er mit seinem Leben abschließen konnte. Der Hilfeschrei erstickte in einem Gurgeln…

***

Vor mir lag der Weihnachtsmarkt!

Ein idyllischer Flecken Erde, eingehüllt in dichten Schnee, der aus den bunten Lichtern farbige Inseln machte, die, wenn sie dicht beieinanderstanden, ineinander übergingen und verschwammen.

Ich kannte die Weihnachtsmärkte aus meiner Heimatstadt London. Ich hatte ihre Hektik erlebt, das Streben der Verkäufer nach schnellem Gewinn. Da wollte jeder Pizzabäcker verdienen, indem er seine Bude mit Tannenzweigen behängte und ein Frohes Fest wünschte. Auch wurde dort alles mögliche verkauft, das nicht auf den Weihnachtsmarkt gehörte, auch nicht die zahlreichen Bierstände, an denen die Betrunkenen hingen und sich immer weiter vollschütteten.

Die Musik auf den Londoner Weihnachtsmärkten drang aus Stereo-Lautsprechern, die zumeist in der Nähe moderner Karussells standen, die sich bis in den Abend hinein als zuckende Lichtgebilde drehten.

Nicht hier in Hacea!

Dieser Markt war noch so, wie man ihn oft als Abbildungen auf alten Postkarten sah. Vielleicht trug auch der Schnee dazu bei, der auf sämtliche Dächer der kleinen Buden und Stände eine weiße Haube gelegt hatte. Hier roch es nicht nach Pizza, sondern nach Bratäpfeln, Zimt und Lebkuchen. Es wurde auch kein Bier ausgeschenkt. Wer sich aufwärmen wollte, trank einen Schluck Glühwein, den die Verkäufer aus großen Kannen verteilten.

Trotz des Trubels war es ein Markt der Besinnlichkeit und der Stille. Hier konnten die Kinder noch sehen, was angeboten wurde.

In den westlichen Großstädten bekamen sie überhaupt nichts mit, weil Märkte dieser Art in den Menschenmassen erstickten und kleine

Kinder regelrecht untergingen.

Ich hätte mir gern Zeit und Muße genommen und den Markt ohne große Vorurteile durchwandert. Das war leider nicht möglich, da ich mich auf die Suche nach den Ghouls begeben mußte.

Wo konnten sie stecken?

Bisher war noch alles ruhig. Diese Wesen, auch Nachzehrer genannt, waren so schrecklich, daß sie einfach eine Panik verursachen mußten, aber noch lief der Betrieb ruhig ab. Das gab mir wiederum einen Teil der Hoffnung zurück, die ich schon verloren hatte.

Ich war den Markt einmal durchschritten. Es gab da einen Hauptgang, und ich hatte die Buden passiert, hier und da einen Blick riskiert und auch versucht, in die Dunkelheit zwischen den Ständen zu schauen, ob sich dort etwas tat.

Alles blieb ruhig.

Dann war die Versuchung über mich gekommen. Dem Duft der scharfen Würstchen konnte ich nicht widerstehen, kaufte mir eines und aß es mit Appetit.

Der Verkäufer, ein großer schnauzbärtiger Mann, freute sich, daß es mir so gut schmeckte.

Ich bedankte mich noch einmal bei ihm und ging weiter. Als ich die letzte Bude erreicht hatte – hier wurde Glühwein verkauft, und sie war umlagert –, blieb ich stehen, denn vor mir lag schon der Wald.

Zu sehen war nichts.

Es schneite nur noch schwach, mir war es egal, ich achtete nur auf eins.

Den Leichengeruch.

Sollten die Ghouls ihr Ziel noch nicht erreicht haben? Es wäre allen zu wünschen gewesen.

Ich drehte mich wieder um und ging den Weg zurück. Diesmal nicht über den Hauptweg, sondern hinter der Rückseite der letzten Budenreihe entlang. Dort war es noch am dunkelsten, und ich ging allein. Keiner verirrte sich hier, wo Kartons und Kisten im Freien standen und mit einer Schneedecke überzogen waren. Hier lagerte noch Ware, leere Behälter waren ebenfalls abgestellt worden.

Nicht alle Besitzer besaßen dieses Lager unter freiem Himmel.

Manche hatten auch angebaut, so daß die Verschläge oft genug wie Buckel wirkten, die in die Dunkelheit hineinquollen.

Plötzlich blieb ich stehen.

Sehen konnte ich sie nicht, aber sie waren da.

Ich roch sie.

Da war wieder dieser widerliche Gestank: Leichengeruch, Begleiter einer langen Verwesung, der einem den Magen in die Höhe treiben konnte.

Sie waren also da.

Wo?

Ich zog meine Beretta. Ghouls konnte man damit erledigen. Bei den Nachzehrern hoffte ich, den gleichen Erfolg mit einer geweihten Silberkugel erreichen zu können.

Ich ging vorsichtig weiter und suchte die Quelle des Gestanks. Irgendwo mußte er intensiver sein…

Das Klirren war kaum zu vernehmen, weil es in einem dumpferen Geräusch untergegangen war, aber ich hatte es dennoch gehört, und zwar irgendwo vor mir.

Lauerten sie da?

Es konnte eine Scheibe geklirrt haben. Dies nicht ohne Grund.

Wahrscheinlich hatte sich einer der Nachzehrer irgendwo Eintritt verschaffen wollen. Eintritt in eine Bude, wo sich auch Menschen aufhielten und von allem nichts ahnten. Trotz der Kälte spürte ich, daß ich allmählich anfing zu schwitzen und beeilte mich jetzt.

Nach den ersten Schritten hörte ich schon den Schrei. Es war kein direkter Ruf der Angst, das konnte ich sehr wohl unterscheiden. Er hörte sich an wie ein Ruf der Wut oder der Erlösung, endlich etwas geschafft zu haben, was man sich vorgenommen hatte.

Vor mir hatte ich diesen Ruf gehört. Dabei konnte ich mir die Buden aussuchen, in denen er aufgeklungen war. Einige kamen in Frage. Zeit, in jeden Stand hineinzuschauen, hatte ich nicht. Schon beim ersten Versuch mußte es mir gelingen, denjenigen zu finden, der geschrien hatte.

Der Schnee unter mir war getaut. Grauer Matsch machte unfreiwillige Rutschpartien möglich.

Dann hatte ich es gefunden.

Es war das andere Blitzen zwischen den Schneekristallen auf dem Boden, das mich hatte aufmerksam werden lassen. Einen Moment später knirschte es schon unter meinen Füßen.

Glas zerbrach, das bestimmt nicht von ungefähr hier gelegen hatte, und ich sah jetzt auch den Lichtschein, der von der rechten Seite her gegen meine Wange fiel.

Dort stand eine Bude.

Und genau von dieser Stelle kam der Geruch. Ich hörte auch ein widerliches Würgen und Schmatzen, dazwischen ging das schnelle, kurzatmige Hecheln fast unter.

Mit einem Sprung war ich am Fenster. Ich konnte mir jetzt zu meiner Größe gratulieren, ein kleiner Mensch hätte es nie geschafft, durch die Scheibe zu schauen, weil sie einfach zu hoch in der Wand lag.

Auch ich mußte mich dabei auf die Zehenspitzen stellen, peilte über den Rand in den Raum hinein, spürte den intensiveren Leichengeruch und sah, daß sich zwei Menschen auf dem Boden wälzten.

Einer war regungslos.

Und der sah genau aus wie ein Mensch, der andere besaß zwar auch einen Körper, aber er war kein Mensch mehr.
Dafür ein Nachzehrer.
Ob der Mensch in seinen Klauen noch lebte, kannte ich nicht feststellen. Für mich zählte das Ausschalten des Nachzehrers. Er bot mir genügend Angriffsfläche. Ich schob den Berettalauf über die Fensterkante, drückte ihn noch ein wenig nach rechts, bekam mein Opfer ins Visier und schoß.
Die Silberkugel jagte schräg in den Körper dieses widerlichen Dämonenabkömmlings.
Das Wesen zuckte zusammen. Für einen Moment hatte ich das Gefühl, als wollte er sich erheben, dann aber drückte es seinen Körper zur Seite, und auch der Arm löste sich von der Kehle des Mannes, der neben dem Nachzehrer zusammenbrach.
Ich kletterte durch das Fenster. Ein Klimmzug hatte mich in die entsprechende Höhe gebracht. Den Kopf mußte ich einziehen, schlug im Rand steckende Scherben mit der Beretta zur Seite, drehte mich und sprang in den Raum.
Der Mann war nicht tot.
Er lag nur wie tot auf dem Boden, hatte den Mund weit geöffnet und atmete keuchend, wobei er irgendwelche Worte stammelte.
Schlechter erging es da dem Nachzehrer. Er, von meiner geweihten Silberkugel getroffen, reagierte wie ein Ghoul. Zwar versuchte er sich noch in die Höhe zu wuchten, doch seine Glieder gaben nach, weil sie dabei waren, sich aufzulösen und damit auch die Kraft allmählich aus ihnen wich.
Der Nachzehrer brach bei dem Versuch zusammen und wurde allmählich zu einer stinkenden Lache.
Umgehen konnte ich sie nicht. Auf Zehenspitzen durchquerte ich sie, schaute einmal nach unten und sah auch inmitten der Lache sein Gesicht. Es war so flach wie der Körper einer Scholle geworden. Die Züge verschwammen allmählich zu dicken Knorpeln, die innerhalb der Masse hin- und hergeschaukelt wurden.
Ich streckte einen Arm aus. Jetzt erst erkannte ich den Mann, dem ich das Leben gerettet hatte.
Es war Karl Koppec. Er hatte mich und Marek befreit. Nun war es mir gelungen, mich zu revanchieren.
Er nahm meine Hand, schaute mich an und ließ sich von mir in die Höhe ziehen.
»Verdammt, das war knapp und im letzten Augenblick!« keuchte er. »Gott, habe ich eine Angst gehabt.«
»Ja, ich auch.«
Als er stand, war von dem erledigten Nachzehrer nur mehr eine Lache zu sehen. Er schaute sie an und schüttelte sich. »Verdammt,

dieser Marek hat recht gehabt.«

»Und wie.«

»Aber wie ist das möglich?« Er schaute mich starr an und sah gleichzeitig, wie ich abwinkte.

»Darüber jetzt zu diskutieren, würde den Rahmen sprengen. Nehmen Sie es einfach so hin…«

Wuchtig wurde die Tür aufgestoßen. Eine Frau torkelte in den Raum. Sie trug einen Mantel aus Pelz und hatte ein Kopftuch umgebunden. Zuerst starrten sie auf uns, dann auf die Leiche, wurde bleich und begann zu würgen.

Karl Koppec, der seinen Hals massiert hatte, ließ die Arme sinken, sprang auf seine Frau zu und stützte sie. »Es ist alles in Ordnung, Helga, alles in Ordnung…«

»Aber der Gestank. Wie ich ihn gerochen habe…«

»Die Bestie lebt nicht mehr. Der Herr dort hat sie erschossen. Wir können aufatmen.«

Die Frau schaute mich an. Ihr Gesichtsausdruck verriet, daß sie es nicht glauben wollte.

»Es stimmt.«

Dann nickte sie und wurde von Koppec wieder zurückgedrängt.

»Stell du dich in den Verkaufsraum und halte dort die Augen offen. Hast du verstanden?«

»Ja, und du?«

»Ich werde mit diesem Herrn nach draußen gehen. Der ist bestimmt nicht der einzige gewesen, wie ich das sehe.«

»Da haben Sie leider recht«, mußte ich zugeben.

Zum Glück machte Helga Koppec keine Schwierigkeiten und zeigte auch keinen falschen Ehrgeiz. Sie ging und kümmerte sich wieder um den Verkauf, während wir durch das Fenster kletterten.

»Sollen wir die Lache sich selbst überlassen?« fragte Koppec mich, als er neben mir zu Boden sprang.

»Natürlich. Sie wird irgendwann eintrocknen, dann können Sie das Zeug mit Wasser wegspülen.«

Koppec schüttelte sich. »Und das ist einmal ein Mensch gewesen«, flüsterte er.

Ich lachte auf. »Ein Mensch, sagen Sie?«

»Nicht?«

»Vielleicht einmal. Aber jetzt kommen Sie. Wir wissen leider nicht, wie viele dieser Wesen hier noch herumirren.«

»Soll ich eine Waffe holen?«

»Haben Sie eine?«

»Ja, einen Armeerevolver. Darf natürlich keiner wissen, aber ich habe ihn mitgenommen.«

»Holen Sie ihn, obwohl es kaum Zweck haben wird, wenn Sie auf die

Nachzehrer schießen.«
»Wieso nicht?«
»Man muß sie mit geweihten Silberkugeln erledigen, aber normale Kugeln könnten sie unter Umständen für einen Moment in Schach halten.«
»Warten Sie, ich hole die Kanone.« Karl Koppec rannte um die Bude herum, und ich blieb allein zurück.
Einen hatte ich erledigt. Wie viele noch im Schutz der Dunkelheit lauerten, wußte ich nicht. Ich hätte Marco danach fragen sollen, jetzt war es zu spät.
Momentan umgab mich Stille. Weder Schlürfen noch Schmatzen vernahm ich. Es wehte mir auch aus keiner anderen Richtung der typische Gestank entgegen, dennoch traute ich dem Frieden nicht.
Der Trubel des Markts, obwohl nicht weit entfernt, wurde von den aufgestellten Buden gedämpft, so daß mich eine relative Ruhe umgab, die von Koppecs Schritten unterbrochen wurde. Er hatte nicht nur seine Waffe geholt, sondern sich auch einen dicken Schal umgebunden.
»Wir können«, sagte er. »Meine Frau weiß Bescheid.«
»Hören Sie zu, Karl. Wir werden uns trennen.« Ich redete deutsch mit ihm, da ich die Sprache besser beherrschte. »Wir werden uns trennen und auf die Suche gehen.«
Bei meinen Worten bekam er eine Gänsehaut, erwiderte nichts und ließ mich ausreden. »Sollten Sie einen Nachzehrer entdecken, dann greifen Sie ihn nicht an, sondern schießen einfach in die Luft. Klar?«
»Ja.«
»Noch Fragen?«
»Wo steckt Ihr Partner, der alte Marek?«
»Er wird auch kommen. Im Wohnwagen der beiden Männer muß er noch einiges regeln.«
Karls Augen wurden starr. »Er wird doch nicht…«
»Nein, nein, wir bringen keinen Menschen um. Wo denken Sie hin? Ich will die beiden nur außer Gefecht wissen, das ist alles.«
»Gut.«
Ich schlug ihm noch einmal auf die Schulter, zeigte ihm ein aufmunterndes Lächeln, dann trennten wir uns. In verschiedene Richtungen gingen wir davon. So ganz paßte mir mein Helfer nicht. Ich wußte, wie gefährlich die Nachzehrer waren. Man konnte Karl Koppec als unerfahren bezeichnen, aber ich vertraute darauf, daß er sich an meine Anweisungen hielt. Bisher hatte der Fall kein Menschenleben gekostet. Ich hoffte, daß dies auch in Zukunft so bleiben würde.
Als ich den Schutz der Stände verlassen hatte, peitschte mir der Schnee wieder ins Gesicht. Die Flocken waren fein, sie bildeten nahe

der zahlreichen Lichter einen wilden Wirbel, und meine Schuhe versanken allmählich im Schnee.

Diesmal nahm ich einen anderen Weg. Nicht den Hauptgang schritt ich entlang, sondern einen schmalen Weg, der parallel zu ihm lief und zu beiden Seiten von Ständen und Buden flankiert wurde.

Die Besucher hatten noch nichts bemerkt. Nach wie vor herrschte die Fröhlichkeit, die Erwartung, und ich sah auch die strahlenden Augen der Kinder, in denen sich oft genug die bunten Lichter abzeichneten. Einige der kleinen Besucher trugen Papplaternen. Die meisten waren von der Nässe durchweicht, das jedoch machte ihnen nichts.

Ein Drehorgelmann stand nicht weit von mir entfernt. Er spielte ein altes deutsches Weihnachtslied. Vor seinen Füßen stand eine aufgeklappte Zigarrenkiste, in der sich Münzen und tauender Schnee miteinander mischten. Der Spieler nickte jedem zu, der ihm in Geldstück in die Zigarrenkiste rarf. Sein rechter Arm befand sich in ständiger Bewegung. Er drehte routiniert seine Orgel, und sang zu der Melodie.

Wo er saß, war es ziemlich dunkel, denn er hatte seinen Platz zwischen zwei Ständen mit Lebkuchen gefunden, auf seinen Lippen lag ein glückliches Lächeln. Dieser Mann fühlte sich wohl in seiner Rolle. Ich wollte schon an ihm vorbeigehen, als sein Spiel plötzlich abbrach. Das war eigentlich normal, mich störte jedoch der plötzliche Mißklang. Ich blieb stehen.

Der Orgelspieler saß stumm da. Sein Blick war ins Leere gerichtet, als würde er auf irgendein Geräusch lauschen. Im nächsten Augenblick verdrehte er die Augen, öffnete den Mund, wollte schreien, was ihm nicht gelang. Dafür verschwand er hinter seiner Orgel, etwas hatte ihn gezogen. Ich sprang vor, nahm den Geruch wahr und sah einen langen, knochigen, mit Schleim bedeckten Arm, der es geschafft hatte, den Anderen zu umklammern. Für mich war die Sache klar. Ich hatte den zweiten Nachzehrer entdeckt!

***

Marco hatte zweimal auszubrechen versucht.

Beim erstenmal hatte Marek nur den Druck der Mündung verstärkt, um seinen Gefangenen von dem Plan abzubringen. Beim zweitenmal mußte der Pfähler schon härter zugreifen. Da war Marco erst durch einen Schlag gegen den Hinterkopf zur Besinnung gebracht worden. Marek hatte dosiert geschlagen, er wollte keinen Bewußtlosen mit sich herumschleppen, aber der Treffer hatte ausgereicht, um Marcos Widerstand zu brechen, denn sein Respekt vor dem alten Mann war gewachsen.

Marek schob ihn vor sich her. »Ich will dir mal etwas sagen, Junge. Bisher haben es nicht einmal blutsaugende Vampire geschafft, mich

reinzulegen. Und da wirst du es auch nicht packen. Glaube es mir, es hat keinen Sinn. Bleib schön brav bei mir, dann regelt sich alles wie von selbst, und du wirst überleben.«

»Was man von dir nicht behaupten kann.«

»Mal sehen.«

Es war der Rest ihrer Unterhaltung. Sie hatten bereits das Gelände der abgestellten Wagen erreicht, und hier hielt sich außer ihnen keine weitere Person mehr auf.

Der Schnee reichte ihnen bereits über die Knöchel hinweg, und noch immer wurden unzählige, kleine Flocken aus den tiefliegenden Wolken in ihre Gesichter und über die abgestellten Wagen geblasen, die sie längst mit einer weißen Schicht überdeckt hatten.

Da Frantisek sich gut auskannte, erreichte er auch trotz der schlechten Sichtverhältnisse sein Ziel ohne Verzögerung. Die Umrisse des Wohnwagens erschienen schattenhaft aus dem wilden Schneegestöber, und Marek ließ seinen Gefangenen die mit Schnee bedeckten Stufen der kleinen Holztreppe hochgehen.

»Gib acht, sie sind glatt!«

Marco drehte sich um. »Weiß ich, du…«

Da traf ihn der Hieb. Marek hatte nur auf den richtigen Augenblick gewartet.

Marco kippte Marek entgegen, der ihn auffing und dann auf die Treppe gleiten ließ.

Abgeschlossen war nicht. Der Pfähler schob sich an Marco vorbei, öffnete die Tür und wurde mit einem wilden Fluch empfangen, da Stani mittlerweile aus seiner Bewußtlosigkeit erwacht war.

Auf dem Bauch lag er, starrte Marek entgegen und schimpfte wie ein Rohrspatz.

»Gefällt es dir?« fragte der Pfähler. Eine Antwort wartete er nicht ab, drehte sich um und schleifte den Bewußtlosen in den Wagen.

»Hier, du bekommst Besuch. Wir haben uns gedacht, daß es schlecht ist, wenn jemand so allein liegt.«

»Du verfluchter Hund, du…«

»Ach, vergiß es, Junge. Sei froh, daß du noch so aus dem Fall herausgekommen bist. Bis jetzt jedenfalls.«

»Die Nachzehrer werden dich…«

»Ich weiß!« erwiderte Marek und zog den anderen weiter, bis er in die Nähe des Ofens geriet.

Drei Beine waren noch frei. Marek konnte sich eines aussuchen, an das er den anderen ketten wollte. Er entschied sich für das Bein, das am weitesten von Stani entfernt war.

Marco rührte sich nicht. Er war nicht voll bewußtlos geworden, sondern stöhnte nur mehr vor sich hin.

Auch Stani tat nichts. Er schaute wütend zu, wie sein Bruder auf die

gleiche Art und Weise gefesselt wurde wie er selbst. »Das wirst du bereuen, Alter. Ich schwöre es dir. Du wirst dich…«

»Halt den Mund.« Marek richtete sich wieder auf und bekam mit, daß Stani ein Bein angehoben hatte.

Blitzschnell trat er zu.

Marek stand für ihn günstig. Dem Tritt konnte der Pfähler nicht ausweichen. Er traf ihn zwischen Knie und Knöchel. Plötzlich schien sein Schienbein in Flammen zu stehen, und Marek sackte zusammen. Er hörte Stanis Lachen und wußte, daß es gefährlich für ihn geworden war, denn der andere trat noch einmal zu.

Diesmal erwischte er den Pfähler nicht voll, sondern streifte ihn nur mit der Sohle. Frantisek kippte zurück. Er stieß noch einen Stuhl um, aber er konnte dem nächsten Tritt entgehen, und Stani schrie auf, da er sich zu hastig bewegt hatte und der Stahl plötzlich in die Haut seiner Gelenke schnitt.

»Soll ich dich bewußtlos schlagen?« schrie der Pfähler.

»Versuch es!«

Marek schüttelte den Kopf. Über Marcos Beine stieg er hinweg und beachtete den tobenden Stani nicht mehr. Er wollte sich umdrehen und zur offenen Tür gehen, als ihm etwas auffiel.

Durch die rechteckige Öffnung am Wagenanfang drangen nicht nur Schneeflocken in das Innere, auch etwas anderes, das für Marek eine gewisse Warnung war.

Ein widerlicher Geruch. Nach Leichen und Friedhof stinkend und den Magen aufwühlend.

Der oder die Nachzehrer kamen…

Marek drehte sich um. Er schaute zur Tür hin, und er hatte noch in der Bewegung seine von John Sinclair bekommene Waffe gezogen, die mit geweihten Silberkugeln geladen war.

Starr schaute er zum Eingang.

Noch sah er ihn nicht, aber er konnte erkennen, daß sich an der Tür etwas tat.

Eine Bewegung war dicht oberhalb des Bodens zu erkennen, und schon schob sich jemand näher.

Es war der Nachzehrer. Bei einem Menschen hätte man gesagt, er würde auf allen vieren gehen, bei dieser widerlichen Gestalt war es nicht der Fall. Sie hatte Schleim abgesondert, der dafür Sorge trug, daß sie sich glatt, schnell und sicher über den Boden schieben konnte.

Den Schädel hatte der Nachzehrer hochgereckt, so daß Marek in das Gesicht schauen und es auch erkennen konnte, obwohl das Licht nur einen schwachen Schein abgab.

Es war eine widerliche Fratze. Ziemlich platt und auch breit mit einigen schwarzen Haarsträhnen, die auf dem Schädel in zwei verschiedene Richtungen wuchsen.

Stani begann zu lachen. »Jetzt holt er dich, Alter. Und ich werde zusehen, wie er dich verschluckt…«

»Abwarten!«

»Meinst du, daß dir deine Kanone hilft?« Stani kicherte hohl. »Damit kannst du einen Nachzehrer nicht stoppen. Nein, unsere Sippe ist stärker. Die Vorfahren haben für alles gesorgt. Wir haben Zirka und die anderen befreit, damit sie Typen wie dich holen können. Darauf ist es uns angekommen.« Er begann in wilder Vorfreude auf das bald kommende Schauspiel zu lachen.

Frantisek Marek kümmerte sich nicht um ihn. Er mußte sich auf den Nachzehrer konzentrieren, der Kopf und Körper jetzt vom Boden abgehoben hatte und auf das Mündungsloch starrte.

Er traf keinerlei Anstalten, seinen Vorwärtsdrang zu unterbrechen, wahrscheinlich hielt er sich für unbesiegbar. Was konnte ihm eine Pistole da schon ausmachen?

Er kam noch näher…

Und Marek ließ ihn kommen. Normalerweise war er ein Mensch, der mit einem angespitzten Eichenpfahl kämpfte und sich wehrte.

Auch jetzt trug er diese Waffe bei sich, doch er ließ sie stecken, denn gegen Vampire brauchte er heute nicht zu kämpfen.

Oft hatte Marek mit einem Revolver oder einer Pistole nicht geschossen, deshalb war er etwas nervös, und sein rechter Zeigefinger krampfte sich um den Abzug.

Sein Erschrecken war heftig, als sich der Schuß löste. Leider hatte er die Waffe verrissen, zudem noch zu hoch gehalten, so daß die geweihte Silberkugel über den Nachzehrer hinwegpfiff und irgendwo draußen im Schnee landete.

Marek schoß zum zweitenmal.

Und diesmal traf er.

Das Klatschen der Kugel vernahm er nicht. Er sah nur, wie sich der Körper des Nachzehrers aufbäumte, als wollte er sich gegen die Decke des Wohnwagens wuchten.

So hoch kam er nicht. Nur mehr bis auf die vom Schleim umspülten Knie, dann sank er zusammen, fiel nach vorn und blieb auf dem Boden starr liegen.

Nichts tat sich mehr.

Kein Vorwärtsdrang, kein Schlürfen und Würgen. Die Stille wurde allein von Stanis heftigen Atemzügen unterbrochen, der es zudem nicht fassen konnte, daß es Marek gelungen war, den Nachzehrer zu vernichten. Auf eine Vernichtung jedenfalls lief alles folgende hinaus, da der Nachzehrer in den Prozeß der Auflösung geriet.

Sein Körper sonderte den ghoultypischen Schleim ab, der Gestank wurde noch widerlicher, und Marek ließ die rechte Hand mit der Pistole nach unten sinken.

Geschafft!

Auch er hatte einen Dämon vernichtet, ohne ihn gepfählt zu haben. Für Marek war es gewissermaßen eine Premiere.

Er drehte sich um und schaute in Stanis Gesicht. Der Mann lag auf dem Rücken, starrte ihn an und bewegte die Lippen, ohne ein Wort zu sagen.

Marek nickte ihm zu. »Deine Nachzehrer oder Ahnherren werden dir nicht mehr helfen können«, erklärte er, »du weißt jetzt, wie man sie vernichtet. Ich habe mir einen geholt, und die anderen kommen auch noch an die Reihe.«

»Nein!« flüsterte Stani rauh, »ihr schafft sie nicht alle. Das kann ich nicht glauben. Ihr werdet sie nicht…«

»Wie viele sind es?« unterbrach Marek den Mann.

»Noch fünf.«

»Mit Zirka?«

»Ja, du alter Knochen. Jetzt bekommst du Angst, wie?«

Der Pfähler lächelte nur spöttisch. »Nein, mein Lieber. Ich habe keine Angst mehr, nicht in meinem Alter. Und selbst der Tod kann mich nicht schrecken. Das wollte ich dir einmal gesagt haben. Hinzu kommt noch etwas. Ich bin nicht allein. Möglicherweise hat mein Partner John Sinclair schon einige Nachzehrer erledigt. Deine Hoffnungen stehen auf schwachen Füßen, auf sehr schwachen.«

Marek nickte dem Gefesselten noch einmal zu und ging. Er mußte über die Lache hinwegsteigen. Am Ende des Wagens schloß er die Tür und ließ Stani allein zurück.

»Fahr zur Hölle, Alter!« hörte er noch, als er die rutschigen Holzsprossen hinabhumpelte.

Die Aufgabe war noch längst nicht beendet. Jetzt wollte Frantisek Marek dem Weihnachtsmarkt einen Besuch abstatten…

***

Ich war gesprungen, stieß trotzdem noch gegen die Kurbel der Drehorgel und kippte sie um.

Als sie in den Schnee fiel, sah ich auch den anderen.

Er lag auf dem Rücken, der Nachzehrer hatte ihn fest im Griff, befand sich unter dem Spieler, hatte Schleim abgesondert und glitt geschmeidig auf dem Schneeboden zurück, damit er in eine sichere Deckung gelangen konnte, um sein grausiges Werk dort zu beenden.

Ich konnte einen Blick auf das Gesicht des Orgelspielers erhaschen. In ihm stand all die Angst, zu der ein Mensch fähig ist, wenn er sich in der Gewalt eines solchen Monstrums befindet.

Er mußte Höllenqualen erleiden und war so gepackt worden, daß ich nicht schießen konnte, ohne ihn zu gefährden.

Das Maul des Nachzehrers stand weit offen. Es sah so aus, als wollte

er jeden Augenblick zubeißen und den Orgelspieler somit vernichten.

Ich stürzte mich auf die beiden. Von kaum einem Menschen war das Verschwinden bisher bemerkt worden. Jedenfalls kam niemand nachsehen. Mir aber gelang es, einen Arm des Nachzehrers zu packen.

Ich spürte den Schleim, hinzu kamen die dünne, halb verweste Haut und der harte Knochen. Durch die Schleimschicht war der Arm entsprechend glitschig geworden, so daß es mir schwerfiel, ihn überhaupt festzuhalten und herumzuwuchten.

Ein Nachzehrer ist schon tot. Aus diesem Grunde verspürte er auch keine Schmerzen wie ein normaler Mensch. Sosehr ich mich bemühte, kein Schrei drang aus seinem Maul, und er zog mich sogar noch mit nach hinten.

Auch der Orgelspieler hatte seinen ersten Schrecken überwunden.

Plötzlich fing er an, sich zu wehren. So gut er konnte, schlug er um sich, und auch ich wurde von seiner Faust an der Wange gestreift.

Für einen Moment verlor ich die Übersicht.

Der Nachzehrer packte zu.

Diesmal war ich an der Reihe. Er hatte wohl in mir den gefährlicheren Feind erkannt und wollte mich unbedingt töten. Beide Arme senkten sich auf mich zu und umfaßten meine Schultern.

Das war sein Fehler, denn zwischen den Armen befand sich sein Gesicht und auch nur die Spannweite einer Hand von mir entfernt.

Das Gesicht war verschoben. Nase, Mund, Augen, alles hing schief darin. Und es bot mir eine gute Zielfläche.

Ich brauchte die rechte Hand mit der Beretta nur ein wenig nach oben zu kanten.

Während ich das tat, kroch der Orgelspieler aus der unmittelbaren Gefahrenzone. Eine gute Reaktion seinerseits. Sein Schreien gefiel mir dafür nicht. Zum Glück rannte er weg.

Der Gestank war kaum auszuhalten.

So dicht vor meinem Gegner traf er mich mit voller Stärke, und ich hielt auch die Luft an, als ich abdrückte.

Dann drehte ich schnell das Gesicht zur Seite, da ich von der umherspritzenden Schleimmasse nicht erwischt werden wollte. Sie traf mich auch nicht auf meiner nassen Haut, sondern mehr an den Haaren und auch im Nacken.

Die Pranken des Nachzehrers fielen von meinen Schultern nach unten, ich war wieder frei, drehte mich zur Seite und legte mich auch in den kalten Schnee, um mir das schleimige Zeug aus den Haaren wischen zu können.

Vor mir verging der Nachzehrer. Ich hörte blubbernde Laute. Es waren Schleimblasen, die sich gebildet hatten und dem Druck eines entstandenen Gases nichts mehr entgegensetzen konnten.

Die Sache war erledigt.

Ich erhob mich. Von dem Drehorgelspieler sah ich nichts mehr. Er hatte fluchtartig seinen Platz verlassen. Nur sein Instrument lag noch gekippt am Boden.

Um die Orgel herum hatten sich einige Besucher angesammelt.

Sie standen da und wußten nicht, was überhaupt geschehen war. Ich schaute auch in die Gesichter zweier Kinder. Es waren ein Junge und ein Mädchen. Der Junge trug eine blaue Pudelmütze, das Mädchen eine rote.

»Hier stinkt es so komisch«, sagte eine Frau, verzog ihr Gesicht und schaute mich an, als ich näherkam. »Riechen Sie so?«

»Kann sein.«

»Nein, da liegt eine Lache«, hörte ich einen Mann rufen und sah ihn in die entsprechende Richtung weisen. »Von dort kommt der Leichengeruch. Von dort. Ich kenne mich aus, weil ich mal früher Tote umgebettet habe. Wirklich…«

»Schon gut«, sagte ich, »schon gut.« Ich wollte nicht, daß es noch mehr Aufregung gab und stellte die Drehorgel wieder hin. Die Kurbel hing jetzt schief an der Schraube. Der Mann würde wohl mit ihr kaum mehr spielen können.

Wieder hatte ich einen Nachzehrer erledigt. Es war der zweite gewesen. Wie viele würde es noch geben?

Auf diese Frage konnte ich mir leider keine Antwort geben, aber wie es so ist, es versammelten sich immer mehr Neugierige. Das Ereignis mußte blitzschnell seine Runde gemacht haben, und jeder wollte schauen, obwohl eigentlich so gut wie nichts zu sehen war.

»Bitte, gehen Sie doch!« rief ich.

»John!«

Den Stimmenwirrwarr übertönend, hatte ich jemand meinen Namen rufen hören. Es war Frantisek Marek, der sich seinen Weg durch die Menge bahnte. Ich sah das Humpeln meines Freundes und bekam einen leichten Schreck.

»Was ist geschehen?« fragte ich ihn, als er neben mir stehenblieb.

Marek winkte ab. »Ach, nichts Schlimmes. Mich haben nur zwei Tritte erwischt.«

»Wer?«

»Dieser Stani spielte verrückt.« Er grinste scharf und wischte schmelzende Flocken aus seinem Gesicht. »Aber es ist alles in Ordnung. Ich habe Marco fesseln können.«

»Darf ich mal vorbei?« Der Vater mit den beiden Kindern, die verschiedenfarbige Mützen trugen, fragte uns, und wir machten ihm Platz.

Die Kleinen schauten mich aus großen Augen an. Der Junge meinte: »Der Mann stinkt ja wirklich.«

»Und du auch«, meinte ich lächelnd zu Marek.

»Ja, ich habe mich auch mit einem Nachzehrer herumschlagen müssen.«

»Was?«

Er berichtete kurz und klärte mich auch über die Zahl unserer Feinde auf.

»Mit dem Anführer waren es sechs«, erwiderte ich. »Drei haben wir erledigt, bleibt noch die Hälfte.«

»Und die holen wir uns auch!« erklärte Marek, der finster entschlossen war, mit der Brut aufzuräumen.

Ich berichtete von Karl Koppec, der ebenfalls nach diesen Bestien schauen wollte.

»Ohne Waffen?«

»Er hat eine alte Armeepistole. Er kann in die Luft schießen, wenn er einen Nachzehrer sieht.«

»Ja, das ist gut«, pflichtete mir Marek bei. Er krauste die Stirn.

»Wo befinden sich die restlichen drei? Das möchte ich gern wissen, verdammt.«

»Ich werde sie finden. Am besten ist es, wenn wir uns trennen, dann können wir…«

Das letzte Wort wurde mir von den Lippen gerissen, denn beide hatten wir das Schußecho vernommen.

Seine Lautstärke wurde durch den fallenden Schnee zwar etwas gedämpft, aber es war genau zu hören.

Und auch die gellenden Schreie!

Im nächsten Augenblick hielt uns nichts mehr…

***

Karl Koppec fühlte sich in seiner Haut nicht wohl, als er sich daran begab, über den Weihnachtsmarkt zu gehen und zwischen den Ständen seine Runden zu drehen.

Er kam sich ein wenig deplaziert vor, denn es war nicht seine Aufgabe, einen Markt nach schrecklichen und unglaublichen Gefahren abzusuchen.

Natürlich kannte man ihn. Er wurde auch angesprochen und gefragt, ob er nichts zu tun habe.

Dann quälte sich der gute Karl Koppec jedesmal ein Lächeln ab und sprach von einer Pause, die ihm seine Frau verordnet hatte. An einem Schnapsstand hielt man ihn fest. Der Besitzer wollte ihm unbedingt einen Selbstgebrannten ausgeben.

»Komm schon, Karl, das ist ein Schnaps, wie sie ihn auch in der alten Heimat brennen.« Der Mann grinste, rieb seine Hände und schob Karl ein Glas rüber.

Mit einer wasserklaren Flüssigkeit war es bis zum Rand gefüllt, und Karl, einem guten Tropfen nie abgeneigt, nahm es in die linke Hand,

führte das Glas zum Mund, setzte an und leerte es mit einem Schluck. Die rechte Hand hatte er in der tiefen Jackentasche gelassen, denn dort befand sich auch seine Pistole.

»Na, wie schmeckt er dir?« wurde er gefragt.

Karl atmete aus. »Das ist schon ein Hammer, wirklich.«

»Sogar zwei«, erklärte der Verkäufer und schenkte noch einmal nach. »Auf einem Bein kann man nicht stehen.«

Obwohl Karl Koppec anderes zu tun hatte, konnte er nicht ablehnen, denn er durfte sich nicht verdächtig machen, da die Kollegen auf dem Markt ziemlich neugierig waren.

So trank er auch das zweite Glas leer, und er hatte allmählich das Gefühl, als würde seine Kehle anfangen zu brennen, so heiß war ihm plötzlich geworden.

»Sag mal, Karl, was ist da eigentlich los?«

»Wo?«

»Weiß ich auch nicht, aber ich habe viele Leute zu einem bestimmten Ort rennen sehen.«

»Kann ich dir nicht sagen. Aber ich schau mal nach.« Koppec war froh, sich so aus der Affäre ziehen zu können.

»Ja, tu das. Sagst du mir dann Bescheid?«

»Geht in Ordnung. Und danke für den Schnaps. Er war wirklich gut.«

»Bei mir immer.«

Der Schnee kam von vorn. Karl ärgerte sich, daß er die beiden Schnäpse so rasch hintereinander weggekippt hatte, denn er fühlte sich längst nicht mehr so fit wie vor dem Trunk.

Ein paarmal mußte er aufstoßen und stapfte weiter durch den tiefen Schnee.

Er ging durch eine Quergasse, blieb auf halbem Wege stehen und atmete erst einmal tief durch. Weniger Schneeflocken rieselten in diesen engen Weg. Karl spürte, daß ihm die Pause guttat, und allmählich verschwand auch das Brennen aus seiner Kehle. Zudem konnte er wieder den üblichen Geruch wahrnehmen, der scharfe Alkohol hatte ihn tatsächlich für eine Weile beeinträchtigt.

Er fühlte sich besser und ging weiter.

Nachdem er die Gasse verlassen hatte, sah er vor sich den größten aller Stände. Der hätte auch auf einem westlichen Weihnachtsmarkt stehen können. Er war quadratisch gebaut und besaß als Schutz ein Satteldach aus Holz.

Hier wurde Christbaumschmuck verkauft. Sehr netter Holzschmuck, auch allerlei Glitzerkram, und an der dem Wind entgegengesetzten Seite des Stands wehte der Geruch frisch gebrannter Mandeln wolkenartig in den grauen Schneehimmel.

An der Seite besaß der Stand eine kleine Klappe.

Und genau dort sah Karl Koppec die Bewegung. Es waren nur mehr

Schatten im Flockenwirbel, allerdings Schatten, die sich geduckt hatten und jetzt die Tür aufstießen.

Der Geruch gebrannter Mandeln war zu intensiv. Im ersten Moment nahm Karl den Leichengestank nicht wahr, bis er einige Schritte näher an den Stand herangegangen war und ihm der widerliche Duft in die Nase geweht wurde.

Da wußte er Bescheid.

Sollten die anderen ihn sehen oder nicht, das war ihm egal. Er riß den Revolver aus der Tasche, stellte sich mitten auf den Weg, hob den Arm und schoß in die Luft.

Er hörte das Krachen der Waffe, das Echo vernahm er nicht mehr, gellende Schreie aus dem großen Stand überdeckten es.

Für Koppec gab es kein Halten mehr.

Er wollte und mußte helfen!

***

Die Richtung hatte ich mir gemerkt. Ich sah auch andere Besucher dorthin laufen. Nur Marek entdeckte ich nicht. Er konnte nicht so schnell rennen. Außerdem hatte ihn der Tritt stark mitgenommen.

Dafür kam ich gut voran, auch wenn ich einige Leute zur Seite stoßen mußte und der verdammte Untergrund durch den festgetretenen Schnee eine gewisse Glätte besaß.

Ich kam durch.

Vor mir tanzten und wirbelten die Flocken. Darin kamen mir die nassen, erstaunten und manchmal auch erschreckten Gesichter der Besucher wie Inseln vor. Und die nachfolgenden Schreie konnten kaum eine Erklärung finden.

Ich beeilte mich noch mehr.

Und die Schreie blieben.

Sie kamen von links, ich sah eine schmale Gasse und warf mich förmlich hinein. Daß ich einen im Wege stehenden Karton zur Seite trat, störte mich nicht, ich wollte die Nachzehrer.

Am Ende der Gasse hatte ich fast mein Ziel erreicht, denn vor mir sah ich den großen Stand.

Panik erfüllte das Rechteck.

Ich hörte die Schreie und sah, daß Waren von den kleinen Regalen und aus den Schaukästen gefegt wurden. Die Arme einer rücklings und schräg auf der Theke liegenden Frau schlugen in einem wilden Stakkato um sich, ein Beweis, daß diese Person die Übersicht verloren hatte.

Ihr mußte ich zuerst helfen.

Ich tat es von außerhalb des Standes. Meine Hände schob ich unter die Achselhöhlen und wollte die Person hochziehen, aber da war jemand, der sie an den Füßen festhielt, den ich aber nicht erkennen

konnte.

»John, du mußt rein!« Das war Koppec, der gerufen hatte. »So hat es keinen Sinn!«

Ich folgte seinem Ratschlag. Er stand bestimmt besser als ich und besaß eine günstigere Sichtposition.

Nach einem Durchgang suchte ich erst gar nicht. Ich stützte mich auf die Theke, wuchtete die Beine hoch und flankte über das Hindernis hinweg, so daß ich im Innern des Karrees aufkam.

Hier herrschte das vollkommene Durcheinander, vermischt mit der panischen Angst der Menschen.

Wie die beiden Nachzehrer es geschafft hatten, diesen Stand zu überfallen, wußte ich nicht. Jedenfalls waren sie da und wollten ihre Opfer.

Einer hielt die Frau fest. Er blieb dabei nicht ruhig und wälzte sich über den Boden. Die knochigen Klauen mit der Schleimschicht hatte er ausgestreckt. Sie glitten an der angststarren, schreienden Person hoch und erreichten schon die Knie.

Zum Glück befand sich die Frau in keiner unmittelbaren Gefahr, anderen Verkäufern ging es da schlechter.

Dem zweiten Nachzehrer war es gelungen, gleich beide zu packen. Mit seinen »Gorillaarmen« hielt er ihre Hälse umschlungen und drückte die Oberkörper dem Boden entgegen. Aus dieser Haltung würden sie sich von allein nicht befreien können, denn die Kräfte der Nachzehrer waren mit denen eines Menschen nicht zu vergleichen.

Der Nachzehrer hockte dabei auf der Erde. Er wirkte wie ein aufgedunsener Ghoulkörper ohne Beine, denn die untere Hälfte schwamm im Schleim.

Und Karl Koppec stand vor ihm. Die Waffe hielt er im Anschlag.

Er zielte auf den Kopf, doch er traute sich nicht zu schießen, da sich der Nachzehrer zu heftig bewegte.

Ich stieß Koppec zur Seite. »Kümmere du dich um den anderen!« brüllte ich ihn an und nahm mir den Nachzehrer vor.

Die Beretta hatte ich stecken lassen. Ich wollte ihn mit meinem Kreuz erledigen.

Hervorgeholt hatte ich es bereits, brauchte nur mehr die kurze Distanz zu überwinden und ließ mich mit dem Kreuz in der Hand nach unten fallen.

Mein Arm rammte vor!

Die Hand mit dem Kreuz traf haargenau das schleimige Knorpelgesicht des Nachzehrers.

Es war ein regelrechter Volltreffer, den ich hatte landen können, und meine Hand versank sogar in der weichen Masse. Ich hörte es um mich herum zischen, als Kreuz und Bestie miteinander Kontakt bekamen. Das mußte das Ende dieses fürchterlichen Wesens sein.

Und es *war* das Ende!

Tief hatte ich das Kreuz hineingerammt, der Kopf wurde nach hinten gedrückt. Dabei löste er sich schon auf, denn die aufzuckenden magischen Strahlen des Kreuzes sorgten dafür. Meine Hand drang hindurch, so daß ich sie hinter dem vergehenden Nachzehrer aufstützen konnte. Gleichzeitig rutschten die Arme der Bestie von den Schultern der beiden Frauen nach unten, gerieten ebenfalls in das Stadium der Auflösung und klatschten als dicke Tropfen zu Boden, wo sie liegenblieben und kleine, stinkende Lachen bildeten.

Die beiden Verkäuferinnen würden leben, das war die Hauptsache. Den Schrecken konnten sie überstehen.

Ich schnellte wieder hoch und drehte mich um.

Einen Schatten sah ich.

Er gehörte Karl Koppec. Der Rumäne hatte sich eine erkaltete Schüssel geholt, in der ansonsten Mandeln gebrannt und geröstet wurden. Die Schüssel stemmte er über seinen Kopf und ließ sie dann nach unten sausen, direkt auf den Schädel des Nachzehrers, der die Frau nicht losgelassen hatte.

Der Hieb war so wuchtig geführt worden, daß es die widerliche Gestalt fast in den Boden getrieben hätte.

Aber so erledigte man ihn nicht.

»Laß mich!«

Der scharfe Ruf scheuchte Koppec zur Seite, so daß ich freie Bahn hatte und wieder mein Kreuz nahm.

Es war eine Sache von Sekunden, denn eine Chance gab mein geweihter Talisman dem Nachzehrer nicht. Er sorgte dafür, daß die Frau freikam, es aber nicht bemerkte, denn sie war inzwischen ohnmächtig geworden.

Plötzlich wurde es ruhig innerhalb des Standkarrees. Ich hörte mich selbst heftig atmen und vernahm auch das scharfe Luftholen Koppecs. Er hatte seine Schüssel fallen gelassen und wandte sich fragend an mich. »War es das?«

»Nein.«

»Wieso?«

»Einer fehlt noch«, erklärte ich. »Ausgerechnet der gefährlichste der Nachzehrer. Der Anführer. Das jedenfalls glaube ich.«

Karl erschrak. »Und wo kann er sein?«

Ich sah sein fragendes und erstauntes Gesicht vor mir. »Keine Ahnung!« flüsterte ich. »Wirklich nicht. Wir müssen gehen und diesen Unhold suchen.«

Groß über das Problem zu diskutieren, gelang uns nicht mehr.

Plötzlich war der Stand von Besuchern umringt, auch wenn die vergehenden Nachzehrer so widerlich stanken. Jeder wollte wissen und auch sehen, was hier geschehen war.

Auch wenn sie über den Rand der Theke schauten, erkennen konnten sie nichts. Kleine Tümpel waren von hauchdünnen Dunststreifen überlagert. Gewisse Sinnesorgane waren in den Lachen nicht mehr zu erkennen. Die Nachzehrer hatten sich bis auf die schleimige Masse völlig aufgelöst.

Zum erstenmal sah ich auch Polizisten. Ihre Helme glänzten, wie mit Lack eingerieben.

»Verdammt«, sagte ich zu Karl. »Die sollen mir hier keine langen Fragen stellen. Können Sie mir die vom Leib halten?«

»Ich will es versuchen.«

Dazu sollte es nicht kommen. Wir alle hörten das Geschrei des rennenden Mannes.

Mich hielt nichts mehr im Standkarree. Ich rammte die niedrige Tür auf, drückte dabei noch einige Leute zur Seite und war draußen.

Mein Blick wurde besser.

Der Mann rannte torkelnd auf uns zu. Alle standen da und starrten ihn an, auch die beiden Polizisten.

Ich allein handelte und lief ihm entgegen. Auf dem Weg zu ihm erkannte ich ihn bereits.

Es war der Mann, der die beiden Kinder mit den verschiedenfarbigen Pudelmützen bei sich gehabt hatte. Jetzt waren die Kinder nicht mehr da, und in mir stieg ein schrecklicher Verdacht hoch.

Wir prallten zusammen. Der Mann schrie noch immer. Ich schlug meine Hände in seine Jacke und brüllte ihn an. »Was ist geschehen?«

»Die Kinder… die Kinder!«

»Wo? Was?«

»Er hat sie geholt! Ich konnte nichts machen…«

»Und wo?«

»Am Waldrand… da … da ist er hin!«

Ich ließ den Mann los, drehte mich und rannte stolpernd, wie von Furien gehetzt, meinem neuen Ziel entgegen…

***

Marek verfluchte den Tritt des gefesselten Stani. Er hatte ihn härter erwischt, als er John Sinclair gegenüber hatte zugeben wollen, deshalb war der Pfähler in seinen Aktivitäten auch so behindert. Das hieß im Klartext: Er konnte schlecht laufen und zog das linke Bein nach.

Alle, die die Schreie vernommen hatten, eilten dorthin, wo sie aufgeklungen waren. Es gab keinen unter den Besuchern, der Marek nicht überholte. Auch Kinder waren dabei.

Die Besucher liefen in die Richtung, wo der Markt endete und der dichte Wald begann. Daß sie nicht zwischen den Bäumen verschwinden würden, war Marek schon klar, nur, wo wollten sie hin?

Auch er blieb auf dem Weg und passierte die schmalen Gassen

zwischen den Ständen.

Aus einer dieser Gassen kam ein Mann. Er war nicht allein. Zwei Kinder befanden sich an seinen Händen. Sie wollten woanders hin als er, beschwerten sich lautstark und rissen sich plötzlich los.

Sie rannten einfach weg.

Konsterniert blieb der Vater stehen. Er rief die Namen, er machte ihnen klar, daß sie zurückkommen sollten und wollte ihnen folgen, da hatte der dichte Schneevorhang die kleinen Gestalten schon verschluckt.

Marek passierte den Mann. Er hörte den anderen schimpfen, lief weiter und erkannte das Schreckliche.

Auf einmal war die riesige Ghoulgestalt da, stand vor den beiden flüchtenden Kindern wie eine Wand und breitete ihre langen, affenartigen Arme aus, so daß die Kleinen nicht vorbei konnten.

Dann griff er zu.

Marek war stehengeblieben, hatte seine Pistole gezogen und konnte doch nicht schießen, weil er Angst hatte, eines der Kinder zu treffen. Er wußte ja, was geschehen war, der Vater nicht.

Dieser stand konsterniert auf der Stelle, wollte etwas sagen und wurde von Marek angebrüllt.

In drei Sätzen erklärte der Pfähler dem anderen, was er zu tun hatte und daß er Hilfe holen sollte. Er sagte ihm auch den Namen John Sinclair. Sogar zweimal.

Dann ging er weg.

Ohne sich noch einmal umzudrehen, nahm der alte Marek humpelnd die Verfolgung des Nachzehrers auf. Auch wenn der fallende Schnee ihn getäuscht haben sollte, die Gestalt der Bestie war größer als die der anderen gewesen, so ging Marek davon aus, daß er Zirka, den Anführer dieser widerlichen Dämonenabart, gesehen hatte.

Es schien so, als hätte der Himmel plötzlich ein Einsehen, denn der Schnee wurde weniger. Dafür verbesserte sich die Sicht.

Der Lampenschein spiegelte sich auf der weißen Fläche, machte die Umgebung des Weihnachtsmarktes noch heller, und Marek glaubte, in der Ferne Schatten über den weißen Boden tanzen zu sehen.

Der Nachzehrer mit den Kindern!

Gegen den steifen Wind stemmte sich der Pfähler an. Er würde nicht aufgeben, er mußte der Bestie auf den Fersen bleiben, deren Spuren sich deutlich im Schnee abzeichneten, so daß Marek sie auch am Wald nicht verlieren würde.

Den Ort des anderen Überfalls hatte er längst passiert. Sein Atem ging schwer und keuchend. In unregelmäßigen Intervallen erschienen die Dampfwolken vor seinen Lippen, und der nasse, getaute Schnee rann als Wasserstreifen an seinem Gesicht entlang.

»Ich kriege dich, verfluchte Bestie!« keuchte er. »Verdammt noch

mal, ich kriege dich!«

Dünn erklang das ferne Wimmern der Kinder, und diese Geräusche beflügelten Marek noch. Er ahnte, daß Zirka seine Opfer mit in das schreckliche Grab nehmen wollte, denn dort konnte er sich in dem unterirdischen Labyrinth der Gänge verstecken.

Für den gehandicapten Marek wurde das Laufen immer schwerer, als er die Stellen erreichte, wo zuvor kaum Menschen hergegangen waren, denn dort lag der Schnee noch in so dicker Schicht, wie er auch vom Himmel gefallen war.

Und hier waren auch die Spuren deutlicher zu erkennen. Marek schaute zu Boden. Er sah, daß der Nachzehrer die Kinder mitgeschleift haben mußte und sogar hochgehoben hatte, denn hin und wieder waren nur die Abdrücke der Bestie zu sehen.

Vor denen konnte man sich fürchten. Sie waren verdammt groß, breiter und länger jedenfalls als menschliche Füße.

Frantisek kämpfte sich weiter. Es war ihm auch egal, daß er sein Bein nachzog, die Kinder mußte er bekommen.

Der Pfähler erreichte den Waldrand. Auch zwischen den Bäumen lag der frische Schnee wie ein weißer Teppich. Seine Farbe machte auch den Wald in der Finsternis auf gewisse Art und Weise hell und licht, so daß Marek etwas erkennen konnte.

Er sah die drei, und er hörte sie.

Die Kinder schrien jetzt lauter, ihre Angst mußte sich gesteigert haben, und auch Mareks Angst wurde größer, da Nachzehrer keine Rücksicht kannten. Sie nahmen jedes Opfer und machten auch vor Frauen oder Kindern nicht Halt. Und dieses Wissen wühlte den Pfähler auf. Es brachte ihn innerlich zum Zittern, er bebte regelrecht, aber er konnte sich keine Pause erlauben und lief hinkend weiter.

Auch Marek verschwand zwischen den Bäumen. Nur ging er raffinierter vor als der Nachzehrer. Frantisek wußte nicht, ob die Bestie den Verfolger bemerkt hatte. Da er trotz allem sich noch als Optimist einstufte, ging er davon aus, daß dieses nicht so war.

Deshalb wollte er auch jetzt nicht entdeckt werden und benutzte die dunklen Stämme der Bäume geschickt als Deckung.

So kam er näher.

Von der Bestie sah er nichts. Er hörte auch die Kinder nicht, und in seinem Magen bildete sich ein Klumpen. Sollte der Nachzehrer die Kleinen etwa…

Marek dachte nicht weiter. Unter tiefhängenden Zweigen her fand er seinen Weg in die Tiefe des Waldes hinein, ohne allerdings verdächtige Geräusche zu vernehmen.

Manchmal, wenn sich der Wind in den Kronen der Bäume fing, wehte er Schnee nach unten. Das weiße Zeug traf den Nacken des schleichenden Mannes oder fiel auf seinen gekrümmten Rücken.

Da Marek nicht mehr so schnell ging, hatte sich auch sein Atem wieder beruhigen können, und ihn umgab die Stille des Waldes. Der nahe Weihnachtsmarkt schien in einer kaum meßbaren Ferne verschwunden zu sein, so weit lag die Wirklichkeit hinter dem Pfähler.

Je tiefer er in den Wald eindrang, um so dichter wuchsen die Bäume zusammen.

Er achtete auch wieder auf Spuren im tiefen Schnee, entdeckte keine und lief dorthin, wo sich Unterholz braun und kahl aus der hellen Schneematte reckte. Es wuchs zwischen den Stämmen gewaltiger Bäume mit schneeüberladenen Kronen.

Kaum hatte Marek den Platz erreicht, als es geschah. Zuerst kam der Schnee, dann der Nachzehrer.

Marek schrie, als der Körper plötzlich auf ihn wuchtete und ihn so zu Boden drückte, daß er mit dem Gesicht in den tiefen Schnee fiel und keine Luft mehr bekam.

Obwohl es ihm nicht gutging, wußte er doch, wie der andere ihn überlistet hatte.

Er hatte im Geäst eines der starken Bäume gelauert und sich kurzerhand fallen lassen.

Der alte Marek war chancenlos. Nicht allein, daß sein Gesicht im Schnee steckte, er fühlte auch gleichzeitig die kalten Totenklauen des Nachzehrers über seinen Rücken hochlaufen und in die Nähe seines Halses gelangen. Gleichzeitig nahm der Druck auf seinen Körper zu, denn auch der Nachzehrer besaß das Gewicht eines Menschen.

Mareks Lebensuhr lief ab…

***

Zufall, Glück, Spürnase – vielleicht kamen bei mir alle drei Dinge zusammen, jedenfalls hatte ich den richtigen Weg gefunden und konnte mich auch anhand der Spuren orientieren.

Sie führten in den Wald.

Aber nicht nur die Abdrücke der Kinder und der Bestie sah ich, auch die des Menschen, der die drei verfolgt hatte, und ich konnte mir vorstellen, daß es sich bei diesem Verfolger um meinen alten Freund Marek handelte.

Auch ich empfand es als eine Fügung des gütigen Schicksals, daß es aufhörte zu schneien, so wurde meine Sicht wesentlich besser, denn auch der helle Schnee trug dazu bei.

Ich erreichte den Waldrand ebenfalls.

Und hier veränderten sich die Spuren. Ich sah, daß Marek nicht auf dem direkten Weg in den Wald gelaufen war, sondern geschickt die einzelnen Baumstämme als Deckung ausgenutzt hatte. Ein sehr guter Plan, wie ich zugeben mußte, und ich nahm den gleichen Weg, wobei ich meine Füße in Mareks Spuren setzte.

Mir gefiel die Ruhe überhaupt nicht.

Sie hatte nichts Ehrfurchtsvolles an sich. Im Gegenteil, ich spürte ein gefährliches Flair und bekam ein ungutes Gefühl. Ich hörte eine sehr große Ladung Schnee von einem der Bäume donnern.

War das normal?

Glauben wollte ich es nicht, beeilte mich und verzichtete auf eine Deckung.

Sehr schnell erreichte ich den dichteren Teil des Waldes. Und genau dort, wo das Unterholz begann, hockte Zirka, der Anführer der Nachzehrer.

Ich sah nur seinen Rücken, einen gebeugten Kopf mit grauschwarzen langen Haaren, die bis auf den Rücken hingen. »Seine« Beine zuckten unaufhörlich.

Ich kannte die Beine und auch die Hose!

Marek hatte sie getragen.

Und der Nachzehrer würgte meinen Freund.

Um den Pfähler zu retten, gab es für mich nur eine Möglichkeit.

Ich mußte den Nachzehrer sofort erschießen.

Der Schnee gab gutes Büchsenlicht ab. Die Beretta hatte ich hervorgeholt, stützte die rechte Schußhand mit der linken ab und feuerte zweimal dicht hintereinander.

Die Echos der Schüsse rollten durch den Wald. Von den Zweigen und Ästen rieselte Schnee, das alles nahm ich auf, während ich auf den Nachzehrer starrte, der beide Kugeln voll hatte nehmen müssen, sich wie im Zeitlupentempo auf die rechte Seite warf, beide Arme dabei hob und sie zudem noch streckte.

So fiel er in den Schnee und versank darin. Ich hatte mich in Bewegung gesetzt und rannte auf Marek zu. Er lag bewegungslos, das Gesicht in den Schnee gedrückt.

Ruckartig riß ich ihn hoch, der Nachzehrer war mir jetzt egal. Ich reinigte das Gesicht meines Freundes, das so bleich aussah, als wäre er gestorben.

Aber er bewegte die Lippen.

Marek lebte.

Ich lehnte ihn gegen einen Baumstamm, ließ ihn dort sitzen und wandte mich dem Nachzehrer zu.

Er verging.

Von seinem Gesicht sah ich nicht mehr viel. Es war schon zu einer farblosen, stinkenden Lache geworden, in der die dunklen Haare schwammen und sich langsam bewegten.

Auch die Augen entdeckte ich. Sie zitterten in der Masse wie zwei dunkle Kugeln.

Wo die Lache sich mit dem Schnee vermischte, schmolz er weg.

Das stellte ich nur am Rande fest. Wichtig waren für mich die Kinder.

Ich hatte bisher von ihnen nichts gesehen und begann mit der Suche.

Schon nach wenigen Schritten, ich hatte das Unterholz durchbrochen, entdeckte ich sie.

Sie saßen blaß im Schnee, schauten mich an und fragten: »Dürfen wir jetzt wieder nach Hause?«

»Ja«, erwiderte ich aufatmend. »Ihr dürft…«

Dann führte ich sie durch den Wald und erzählte ihnen etwas von Weihnachten. An die verfluchten Ghouls verschwendete ich keine Gedanken mehr…

Am nächsten Tag gingen wir wieder über den Weihnachtsmarkt.

Und diesmal ohne Angst.

Die Ereignisse hatten sich blitzschnell herumgesprochen. Marek und ich wurden gefeiert, während sich die beiden Brüder Stani und Marco die Welt aus der Zelle in der Präfektur anschauen konnten.

Marek hatte sich gut erholt. Ich wurde von ihm, den Polizisten und den beiden Kindern begleitet. Auch deren Eltern gesellten sich zu uns.

Wenn die Menschen vom Balkan feiern, dann feiern sie richtig.

Das merkte ich schon nach einigen Schritten. An jedem Stand mußten wir anhalten und trinken.

Es war ein Fest, wie ich es selten erlebt hatte. Ich sah bald keine Lichter mehr, kaum noch Schnee, sondern schüttelte nur Hände und hob das Glas.

Wie und wann ich ins Bett gekommen war und in welchem ich lag, wußte ich nicht. Angeblich war es das Zimmer der Koppecs gewesen.

Und wenn ich in einem Kuhstall meinen Rausch ausgeschlafen hätte, das wäre mir in dem Zustand kaum aufgefallen…

ENDE